

Erziehungskunst

Monatsschrift zur Pädagogik
Rudolf Steiners

II

November 1992



Christoph Göpfert:
Land und Mensch in
Amerika – Geographie im
»Entdeckungsalter«

Uta Taylor-Weaver:
Der Weg der Tränen –
indianisches Schicksal

Klaus Rohrbach:
Die Rede des Häuptlings
Seattle – ihr wahrer Sinn

Harald Kiczka:
Amerika – Vision und
Wirklichkeit

E. Nettels / T. Voß:
Impressionen von einer
Reise durch Amerika

Mathias Maurer:
Im Westen nichts Neues?
Entwicklungen in der
modernen Gesellschaft

Waldorfschulen in Kanada
und Brasilien

Verlag Freies Geistesleben

Inhalt

<i>Christoph Göpfert: Land und Mensch in Amerika – Geographie an der Schwelle zur Pubertät</i>	1066
<i>Uta Taylor-Weaver: Der Weg der Tränen – Englischlektüre zur amerikanischen Pionierzeit</i>	1079
<i>Klaus Rohrbach: Die Rede des Häuptlings Seattle – die »so« nie gehalten wurde ...</i>	1089
<i>Harald Kiczka: Amerika – Vision und Wirklichkeit</i>	1104
<i>Ralph W. Emerson: Selbstvertrauen (Textauszug)</i>	1120
<i>Elisabeth Nettels / Thomas Voß: Amerikanische Impressionen – ein Reisebericht</i>	1122

ZEICHEN DER ZEIT

<i>Mathias Maurer: Im Westen nichts Neues? – Chancen und Gefahren moderner Gesellschaftsentwicklung</i>	1131
---	------

AUS DER SCHULBEWEGUNG

<i>Die Escola Araucária in Campo Verde (C. Röpke)</i>	1137
<i>Eine neue Schule bei Sherbrooke? (F. Dostie)</i>	1142
<i>Die Freie Waldorfschule in Montreal (G. Fay)</i>	1145

BUCHBESPRECHUNGEN/LITERATURHINWEISE

<i>Eine amerikanische Kindheit (M. Maurer)</i>	1147
<i>Temperamentenspiel (W. Hiller)</i>	1148
<i>Weg durch die Bilder (E. Dühnfort)</i>	1149
<i>Die Biographie von Karl König (A. Limbrunner)</i>	1152
<i>Die Spinnepoche (T. Grolisch)</i>	1154
<i>Neue Literatur</i>	1154

MITTEILENSWERTES IN KÜRZE

<i>TERMINE</i>	1162
<i>Anschriften der Verfasser</i>	1163

Titelbild: Klimakarte des nordamerikanischen Kontinents aus dem Geographieunterricht der 7. Klasse (Abb. aus: Margit Jünemann / Fritz Weitmann, Der künstlerische Unterricht in der Waldorfschule, erschienen im Verlag Freies Geistesleben, Stuttgart)
Beilagen: Gesamtverzeichnis Verlag am Goetheanum, Dornach. Gesamtverzeichnis Verlag Urachhaus, Stuttgart.

Erziehungskunst

Monatsschrift zur Pädagogik
 Rudolf Steiners

56. Jahrgang, Heft 11, November 1992
 Sonderheft USA 1 DM 14,-

Herausgeber:

Bund der Freien Waldorfschulen e.V., Stuttgart. Die »Erziehungskunst« ist gleichzeitig Organ der Pädagogischen Forschungsstelle beim Bund der Freien Waldorfschulen e.V., der Vereinigung »Freunde der Erziehungskunst Rudolf Steiners« e.V. und der Internationalen Vereinigung der Waldorfkindergärten e.V.

Schriftleitung:

Dr. Klaus Schickert, Mathias Maurer

Beirat der Redaktion:

Georg Kniebe, Elisabeth von Kügelgen, Dr. Manfred Leist, Walter Motte, Rosemarie Wermbter.

Anschrift der Redaktion:

D-7000 Stuttgart 1, Heidehofstraße 32,
 Telefon (0711) 2 10 420.

Die Verantwortung für den Inhalt der Beiträge tragen die Verfasser.

Verlag, Vertrieb und

Anzeigenverwaltung:

Verlag Freies Geistesleben GmbH,
 7000 Stuttgart 1, Haußmannstraße 76,
 Postfach 13 11 22, Telefon (0711) 28 32 55.

Die »Erziehungskunst« erscheint jeweils in der zweiten Hälfte eines Monats und kann durch jede Buchhandlung oder direkt beim Verlag bezogen werden.

Jahresabonnement DM 59,- zzgl. Porto (Inland: DM 12,-. Ausland: DM 24,-.) Studentenabonnement DM 44,25, Einzelheft DM 7,-. Vor jeder Zahlung bitte unbedingt eine Rechnung abwarten! Das Abonnement kann nur mit einer Frist von sechs Wochen zum Jahresende gekündigt werden.

Zur Zeit ist die Anzeigenpreisliste Nr. 15 vom 1.1.1992 gültig. Anzeigenschluß ist jeweils der 20. des Vormonats.

Gesamtherstellung: Greiserdruck Rastatt
 ISSN 0014-0333

Amerika entdecken

Wenn die Schüler im Geschichtsunterricht der 7. Klasse die Entdeckung der Neuen Welt nachvollzogen haben (vgl. Franz Stark im diesjährigen Maiheft), ist es Zeit, daß sie den amerikanischen Doppelkontinent auch geographisch entdecken. Hierbei kommt es, wie **Christoph Göpfert** zeigt, nicht nur auf eine lebendige Schilderung des Landes an, sondern auch auf ein Verständnis für die Menschen, die es bewohnt und besiedelt haben: für Seele und Geist der Indianer, für die Verschmelzung indianischer, afrikanischer und europäischer Elemente in Südamerika und für die Lebens- und Bewußtseinshaltungen der Nordamerikaner.

Auch im Englischunterricht der 7. Klasse ist der Blick auf Amerika gerichtet. In der Lektüre erleben die Schüler, wie in der nordamerikanischen Pionierzeit eine Familie nach dem Westen aufbricht und in eine indianische Völkerwanderung gerät. Um diese in dem Lektürebandchen schwer greifbaren Vorgänge durchsichtig zu machen, vergegenwärtigt **Uta Taylor-Weaver** den Lebensraum und Leidensweg des wichtigsten beteiligten Indianerstammes.

Aus der Begegnung der bedrohten Indianer mit den Weißen ist auch die berühmt gewordene Rede des Häuptlings Seattle vor dem Präsidenten der Vereinigten Staaten geboren. Neuerdings hat man die Rede als eine Art ökologisches Manifest aufgefaßt. Wie **Klaus Rohrbach** berichtet, geht dieses Mißverständnis auf eine filmische Verfälschung des ursprünglichen Wortlauts zurück. Der überlieferte Kern der Rede spricht aber von ganz anderen geistigen Erfahrungen, von deren Behandlung in der Oberstufe wesentliche Einsichten und Impulse ausgehen können.

An die drei unterrichtlichen Beiträge haben sich zwei weitere Aufsätze sozusagen ankristallisiert, in denen Waldorflehrer um ein Amerikabild jenseits der Klischees und Vorurteile ringen – eine Aufgabe, der sich alle stellen müssen, welche mit den Fragen und Sehnsüchten junger Menschen zu tun haben. **Harald Kiczka** zeichnet den geistigen Weg der US-Amerikaner zwischen den Visionen einer besseren Staatsform und Weltordnung und der politisch-gesellschaftlichen Wirklichkeit nach. **Elisabeth Nettels** und **Thomas Voß** verarbeiten in ihrem Bericht die Eindrücke von einer Reise quer durch die Vereinigten Staaten und stoßen in der Begegnung mit amerikanischen Wesenszügen zugleich auf Einseitigkeiten und Chancen unseres eigenen Wesens.

Ganz aus der Feder und Sicht amerikanischer Waldorfpädagogen stammt eine Reihe von Darstellungen zur Waldorfschulbewegung der USA und ihrem Umfeld, die im Januarheft 1993 der »Erziehungskunst« erscheinen sollen.

K.S.

Christoph Göpfert

Land und Mensch in Amerika

Geographie an der Schwelle zur Pubertät

Der vorliegende Artikel bildet den Abschluß einer Serie von Aufsätzen zum Erdkunde-Unterricht in der Klassenlehrerzeit, von der 4. bis zur 8. Klasse (beginnend mit einem Überblick über das Ganze des Geographie-Unterrichts in »Erziehungskunst« Heft 4/1991, S. 329 ff.). Erdkunde nimmt im Fächerkanon der Waldorfschule einen wichtigen Platz ein, weil das Studium der Erde als Lebensraum und -grundlage des Menschen Interesse und Verständnis für die Situation und den Charakter der verschiedenen Völker wecken kann. In der 4. bis 6. Klasse lebt sich das Kind bewußter als vorher in die äußeren, natürlichen Realitäten ein und soll in der Erdkunde besonders auch erfahren, wie die Menschen verschiedene Landschaften wirtschaftlich nutzen. Nach einem ersten Gesamtüberblick über die Gestaltung der Erdoberfläche in der 6. Klasse erfolgt eine Gewichtsverlagerung. Nicht mehr die wirtschaftlichen, sondern die geistigen und kulturellen Verhältnisse sollen im Vordergrund stehen, wenn das Kind in der 7. und 8. Klasse fremde Erdteile im einzelnen kennenlernt. Es ist, als sollte durch diese Betonung des Seelischen und Geistigen ein Gegengewicht zu denjenigen Fächern (wie Physik und Chemie) geschaffen werden, in denen eine kausale Betrachtung der physischen Welt eingeführt wird. »Darüber hinaus lernt der Schüler in den einzelnen Völkern Modelle verschiedener menschlicher Seelenverfassungen kennen, gerade bevor er selbst sich im Jugendalter seine individuelle Seelengestalt prägen wird« (Göpfert). Wie ein solcher Unterricht aufgebaut werden kann, wird im folgenden am Beispiel Nord- und Südamerikas gezeigt. Es versteht sich von selbst, daß derartige Darstellungen nur als Anregung gemeint sind, nicht als Leitlinie. Jeder Lehrer wird seine Epochen im Blick auf die Kinder, wie er sie wahrnimmt, neu gestalten.

Red.

Amerika – was klingt bei diesem Namen in uns auf! Ist es ein vergrößertes Europa, das »Neue Abendland« (wie man es auch genannt hat) oder eigentlich eine fremde Welt? Bei den Kindern werden verschiedene Assoziationen auftauchen: »Land der unbegrenzten Möglichkeiten«, »Vom Tellerwäscher zum Millionär«, Indianerromantik. Nord- und Südamerika sind aber ganz verschiedene Welten, im Grunde zwei Kontinente! Trotzdem denken auch wir Erwachsene, wenn wir »Amerika« hören, meist an die USA.

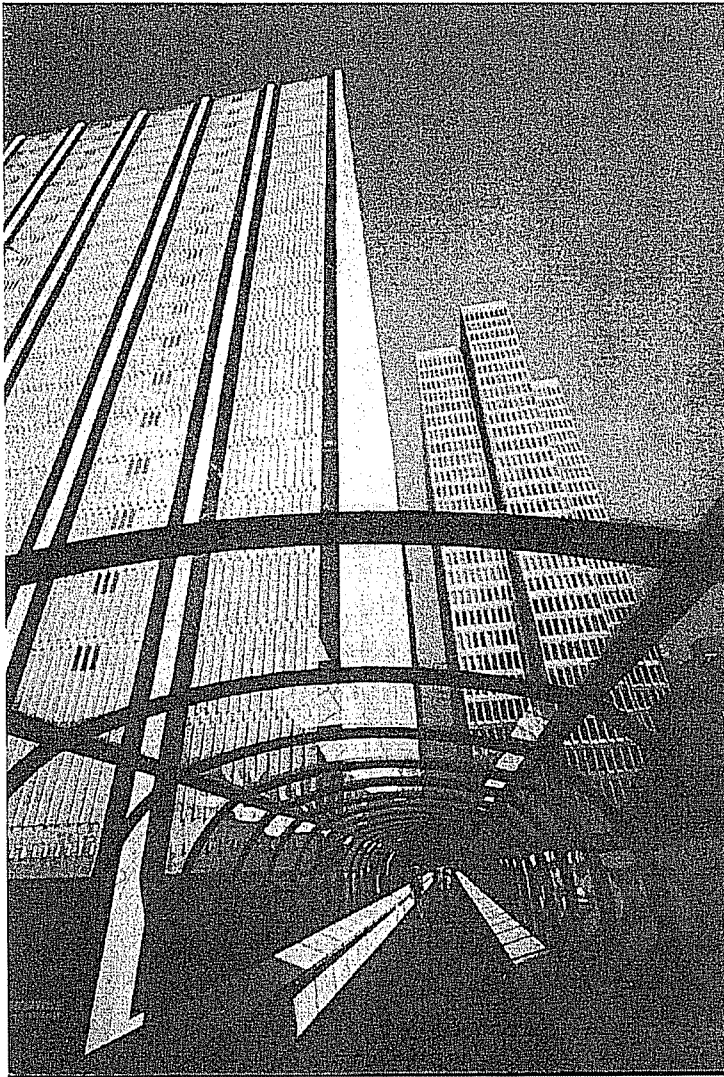
Für die Kinder ist es sicher eine Hilfe, wenn man schon früh Vergleiche zwischen den beiden Erdteilen zieht. Die Doppelnatur der Neuen Welt, vor allem in kultureller Hinsicht, tritt dadurch immer wieder vor das Bewußtsein, wobei die Schüler allerdings die geschlossene Raumvorstellung nicht verlieren dürfen.

Ein möglicher Einstieg: Ankunft in New York

Der Einstieg könnten lebendige Schilderungen typischer Landschaften sein, Impressionen, die der Lehrer erzählt oder vorliest. Beginnt man die Epoche mit Nordamerika, so bietet sich an: die Ankunft mit dem Flugzeug in New York. Aus dem Dunst hebt sich ein faszinierender Wald von Wolkenkratzern, der sich an der Spitze der Insel Manhattan in den weiträumigen Naturhafen der Upper Bay vorschiebt. Hoch- und Untergrundbahnen, Busse und Fähren transportieren täglich 2 Millionen Berufstätige dorthin, wo ein Drittel des gesamten Büroraums der USA konzentriert ist. Der Fremde findet sich höchstens zurecht, weil die parallel verlaufenden Straßen numeriert sind. In der 5th Avenue übersieht man eine Kathedrale wegen ihrer Kleinheit im Schatten der Hochhäuser. Gebäude mit weniger als 30 Stockwerken rentieren sich hier wegen der Grundstückspreise nicht, und im 381 Meter hohen Empire State Building arbeiten auf den 102 Stockwerken 50.000 Menschen – so viel, wie in einer deutschen Kleinstadt leben!

Bald merkt der Besucher, daß er sich in New York eigentlich gar nicht in *einer* Stadt befindet, sondern in einem Ballungsraum von 16 Millionen Menschen. Einige Volksgruppen wohnen in ihrem eigenen Stadtbezirk: Es gibt Chinatown, Little Italy und die Schwarzenviertel Harlem und Bronx. Hier lebt sich etwas vom jeweiligen Volkscharakter aus. Einige Zeitungen erscheinen in 20 verschiedenen Sprachen, und es gibt 150 verschiedene Religionsbekenntnisse. Farbig ist das Leben in dieser Stadt: die Haut der Menschen, die Kleidung bis hin zur Reklame. Wer nicht bei den Versicherungsgesellschaften, Werbeagenturen und Handelsunternehmen angestellt ist, sucht Arbeit in den Fabriken oder im Hafen, wo an den Kais Schiffe jeder Größe liegen. Ungehindert können sie den Hudson und East River hinauffahren, denn der Landverkehr wird über Hochbrücken und durch Tunnels geleitet. Aber nicht alle Menschen finden Arbeit; vor allem Farbige nicht. In den Seitenstraßen breitet sich schnell die Armut aus.

Am Hudson River stehend, überrascht uns eine Beobachtung: Große Frachter laufen auch aus dem Landesinnern in den New Yorker Hafen ein! Die Schiffsverbindung der Riesenstadt zu den großen Seen in der Mitte des Kontinents – groß wie ein Binnenmeer – tritt in unser Bewußtsein. Der Höhenunterschied zwischen ihnen wird durch Schleusen überwunden. Seitlich der Nia-



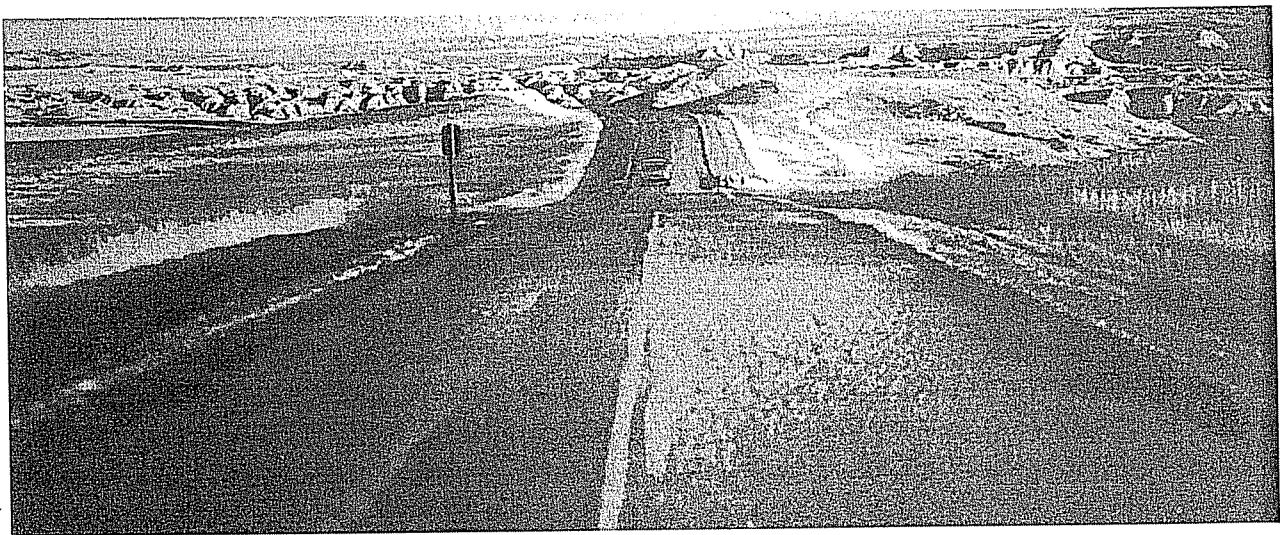
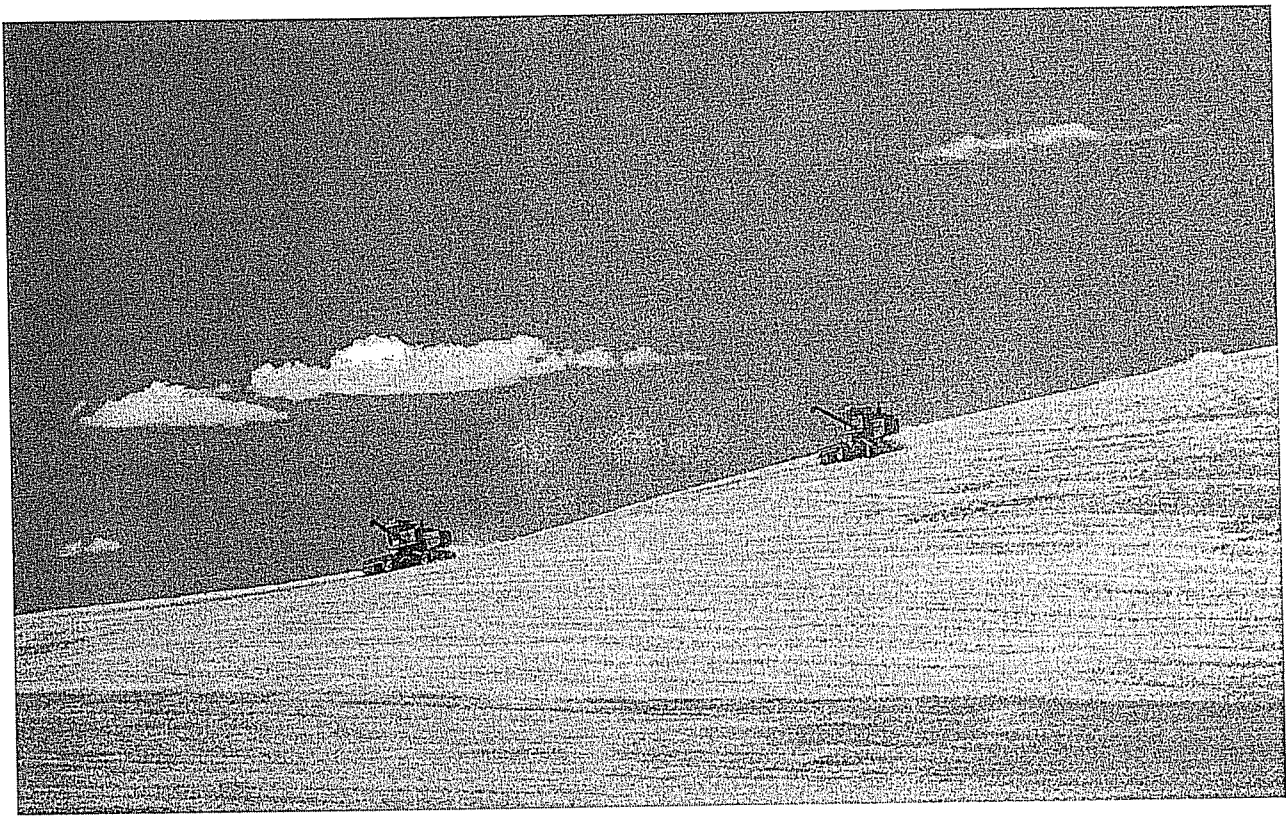
New York

gara-Fälle sind es 100 Meter, für die im Welland-Kanal sieben Schleusen nötig sind. Dadurch ist ein Großschiffahrtsweg entstanden, auf dem die riesigen Erz- und Weizenfrachter vom hintersten Ende des Oberen Sees über den St. Lorenz-Strom direkt nach Übersee fahren.

Anders als der vom Wasser geprägte Nordosten wirkt die eintönige Farmlandschaft des Mittelwestens, wo sich quadratische Riesenfelder mit Weizen und Mais dehnen, von schnurgeraden Highways unterbrochen, auf denen Lastwagen entlangdonnern. Die Ortschaften sehen einander sehr ähnlich, dienen sie doch nur der Versorgung der weit verstreut liegenden Farmhäuser. Die Technisierung der Landwirtschaft ist so weit fortgeschritten, daß

die »2-Mann-Farm« die Regel ist. Für die Saisonarbeiten ziehen Lohnunternehmer mit ihren Maschinen und Arbeitskolonnen über das Land.

Wie anders berührt uns die jugendliche Hochgebirgslandschaft im Westen: geschützte Natur im Felsengebirge mit vereisten Vulkangipfeln, die durch die klare Luft herüberleuchten; Geysire, Schlammvulkane und Sinterterrassen, vom verdunstenden warmen Wasser aufgebaut, und urtümliche Mammutbäume im Yellowstone Park; Wasser und Wind haben im Grand Cañon leuchtende Felsbastionen herauspräpariert, die uns einen Blick in den Aufbau der Erdkruste tun lassen. Das Sonnenland Kalifornien zeigt uns schließlich noch einmal auf engem Raum die Gegensätze, die ganz Nordamerika beherrschen: das »mittelmeerische« Küstengebirge und die verschneite »Sierra Nevada«, das »Death Valley« und die Baumwollfelder in künstlich bewässerter Wüste, einsame Natur und intensiv genutztes Ackerland, Riesenstädte!



Oben: Endlose Weizenfelder in Kansas. Unten: Die Badlands in Süd-Dakota

Wenn durch solche Schilderungen, die ja in Erlebnisse gekleidet werden sollten (welche der Lehrer nicht selbst gehabt haben muß!), die innere Vorstellungskraft der Kinder geweckt worden ist, ihre Seele erwärmt und Weltinteresse entzündet ist, kann man mit ihnen gemeinsam an der Wandkarte die Großgliederung dieses Raumes erarbeiten: die Dreiteilung in den uralten Ka-

nadischen Schild in der Mitte, erz-, mineral- und nährstoffreich, und die Faltengebirge verschiedenen Alters im Osten und Westen. Die durchgängige Mitte – nach Norden weit in die arktische Wasser- und Eiswelt geöffnet, nach Süden zur Wärmewelt der Karibik – läßt polare und tropische Luft ungehindert einströmen, so daß überraschende Temperaturumschwünge und Unwetter (Wirbelstürme!) an der Tagesordnung sind. Extreme stoßen aufeinander!

Eindrücke in Südamerika

Wie anders sind die Eindrücke, wenn man in Südamerika ankommt! Vielleicht reisen wir mit einem Holzimporteur und wundern uns in Recife über die Anklänge an Portugal: Kirchen und Paläste im Barockstil neben modernen Bauten. Aber auch die vielen Schwarzen im Straßenbild überraschen uns, während wir das rein indianische Bevölkerungselement vermissen. Im tropischen Regenwald angekommen, erleben wir den Holzeinschlag sowie den Abtransport über die Transamazonica, die den Lebensraum der Indianer rücksichtslos durchschneidet. Ernüchtert sehen wir den verödeten Boden, wo Urwald sinnloserweise in Viehweiden verwandelt worden ist. Ernüchterung befällt einen auch, wenn man das Baumwoll- oder Kaffeeplantagenland im Innern besucht: wenige Großgrundbesitzer und völlig verarmte Landarbeiter in kümmerlichen Hütten. Im Kontrast dazu ein Fest in Rio de Janeiro: Ausgelassene Fröhlichkeit, Menschen aller Rassen tummeln sich, die Alltagssorgen scheinen für kurze Zeit vergessen; menschliche Wärme verströmt. – Wieder



Hochlandindios in Ecuador

anders eine Bahnfahrt durch die Anden zu einer Zinnmine: Von kahlen Bergen umrahmt, umgibt uns eine abflußlose Hochebene, in deren dünner Luft wir kaum atmen können. In den Gesichtern der Bergarbeiter spiegeln sich Elend, Krankheit und Resignation. Erst in Südchile treffen wir eine liebliche Gartenlandschaft, frühlingshaft frisch mit einem eher an Deutschland erinnernden Siedlungscharakter.

Wenn die Schüler nun diesen Erdteil – vergleichend mit Nordamerika – untergliedern, so fällt ihnen vielleicht auf, daß der arktische Bereich fast fehlt, daß sich dadurch über dem größten Teil des Kontinents ein kompaktes Wärme- und Feuchtgebiet ausbilden kann. Drei Hauptflußsysteme entwässern es, von denen Orinoko und Amazonas durch die seltene »Bifurkation«¹ ineinander übergehen. Vom geologischen Aufbau her stehen sich die alte kristalline Masse im Osten, hier aber ausgelaugt und unfruchtbar, und die schmal und hoch aufgestauchten jungen Andenketten gegenüber. Das Amazonasbecken dazwischen, noch heute das gewaltigste Wasserorgan eines Erdteils, war bis zur Auffaltung der Kordilleren eine nach Westen offene Meeresbucht.

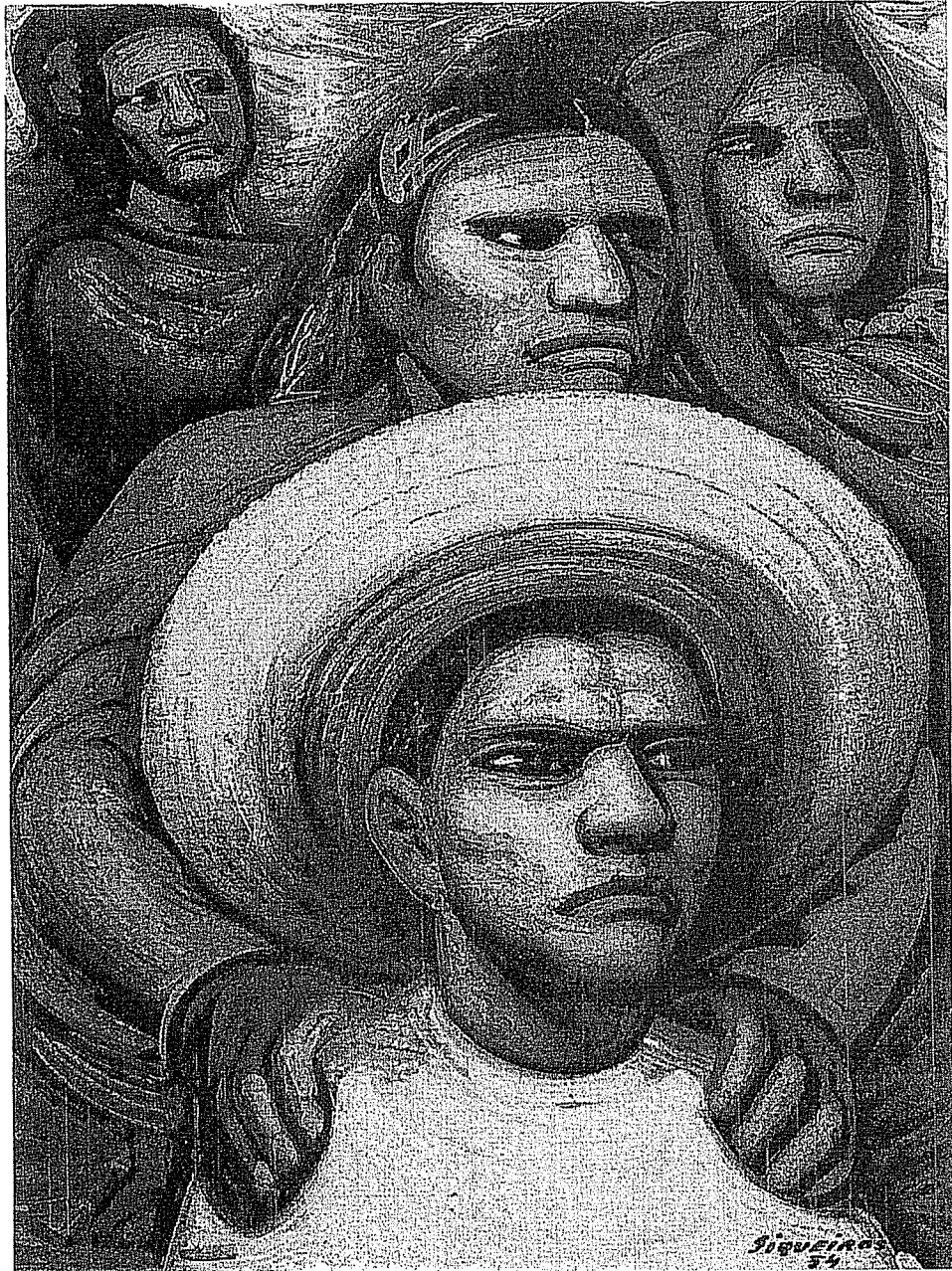
Geist und Sprache der Indianer

In diese durchaus unterschiedlichen beiden Erdteile drang der Mensch erst spät vor: Am Ende der Eiszeit wanderte die mongolisch-indianische Urbevölkerung über die Beringstraße in mehreren Wellen ein und paßte sich an Tundra, Nadelwald, Hochgebirge, Prärie und tropisches Tiefland an, teils als Jäger, Sammler und Pflanzstockbauern, teils als Gründer von Hochkulturen (Azteken, Mayas, Inkas). In allen Fällen war das Verhältnis zwischen Mensch und Natur ursprünglich harmonisch; als »Naturvölker« fühlten sich die Menschen eingebettet in die Natur, ohne sie zu zerstören. Ja, unter den Inkas wurde im unwirtlichen Andenhochland sogar neuer Ackerboden geschaffen und sorgfältig kultiviert.

Das Bewußtsein dieser Völker war, wie bei allen alten Kulturen überhaupt, zum Übersinnlichen hin noch offen. Viele ihrer Mythen beginnen: »Als die Erde noch weich war ...« oder »Als die Götter noch mit den Menschen sprachen ...« Auch vom wiederholten Leben der Menschen auf der Erde erzählen manche Märchen. Noch heute haben einige amerikanischen Naturvölker reale übersinnliche Erfahrungen (bekannt sind z. B. die Hopi in den USA). So praktizieren die Indios in Südamerika bisweilen bei christlichen Festen zusätzlich ihre heidnischen Bräuche.

Der seelische Reichtum der Indianer drückt sich auch in ihrer lebendigen Sprachfähigkeit aus, mit der sie jede sinnlich wahrnehmbare Einzelheit diffe-

1 Gabelung eines Flusses an einer Wasserscheide, wodurch das Wasser in verschiedene Flußsysteme abfließt.



David Alfonso Siqueiros, The Challenge, 1954

renziert ausdrücken können. Im Gegensatz zu den uns vertrauten indogermanischen Sprachen gibt es dort kein reines Nomen, sondern nur die Verbindung mit dem Possessivpronomen (nota, mota, ita = mein, dein, sein Vater, aber nicht ta = Vater). Es ist auch kein Abstraktum »Baum« vorhanden, nicht einmal »Birke«, wohl aber je ein eigenes Wort für: Birke im Herbst mit farbigem Laub, Birke im Regen, Birke im Schnee usw. Oder: Schnee als ruhig fallende Flocken, Schnee gewirbelt, am Boden liegender Schnee usw. Oder:

verschiedene Verben für Fischen mit Netz, Angel, Harpune, nachts bei Fackelschein usw. Das bedeutet: hundert Druckseiten für die Konjugation eines Verbs in Algonkin, 15.000 Wörter für ein einfaches Gespräch in Eskimo! Hier fängt Sprache die unverwechselbare Erscheinung im Wort ein, gibt die feinste Schattierung wieder. Also: höchste sprachliche Wirklichkeitserfassung, an die Sinneseindrücke gebunden.

Die Berichte über den Sprechvorgang der Indianer bewundern zudem die Geschwindigkeit der momentanen Aussage, die nicht aus Mosaiksteinchen zusammengesetzt ist, sondern aus der jeweiligen Situation entsteht, und zwar so, daß auch neue Worte sich gewissermaßen »auf der Zunge« bilden und unmittelbar verstanden werden, weil sie Gebärden in Sprache sind – entsprechend unseren wortlosen Gebärden. Unerschöpflich werden Wortbündel immer neu aus einem Bereich jenseits des Verstandes geformt. Möglich ist das dem Indianer, besonders dem Häuptling (der seinen Rang unter anderem dieser Kraft verdankt), weil sich der Mensch hier noch völlig lebendig mit seiner Umwelt und den Hörern verbunden weiß. Daher auch die radikale Ablehnung der Schrift als etwas, das zu Irrtum und Streit führe.²

Die Kolonisierung durch die Europäer

Mit der Kolonisierung durch die Europäer vollzog sich ein schwerer Eingriff in die beiden amerikanischen Lebensräume, dessen Folgen bis heute nachwirken. Er vollzog sich in zwei Phasen und unter zeitlich und räumlich unterschiedlichen Voraussetzungen. Mittel- und Südamerika wurden seit dem 16. Jahrhundert von Spaniern und Portugiesen erschlossen, also von Völkern mit südeuropäischer Mentalität, mittelalterlicher Bewußtseinslage und traditionellen Landbaumethoden. Großgrundbesitz galt als gerechte Belohnung für treue Vasallen des Königs, denen die anderen Menschen zu dienen hatten. Die katholische Kirche war die geistige und moralische Instanz, der man sich unterordnete. Durch sie erhielt die Eroberung »Latein- oder Iberoamerikas« (wie man diesen Teil der Neuen Welt ja nennt) auch ihre scheinbare »Berechtigung«: die Missionierung der »Ungläubigen«!³

Obgleich die Kolonisten ein ihnen vertrautes warmes Klima vorfanden, kamen sie nicht in erster Linie als Siedler, sondern aus Gier nach Gold und Landbesitz, den andere für sie bearbeiten sollten. Dieser Geist beherrschte auch die portugiesischen »bandeiras«, jene rüden Haufen von Kolonisatoren, die einen unbekannten Küstenstrich für ihren damit belehnten Anführer erschlossen. Dabei wurden die Tieflandindianer vertrieben, die eingeborenen

2 Werner Müller: Indianische Welterfahrung, Stuttgart 1976.

3 Siehe Aufsatz von Franz Stark: Zum Zeitalter der Entdeckungen, in »Erziehungskunst« Heft 5/1992, S. 425 ff. (bes. über Kolumbus und Las Casas).

Kariben auf den Inseln völlig ausgerottet und schließlich Negersklaven als Landarbeiter aus Afrika »importiert«. Die viel zitierte frühe »Befreiung« der südamerikanischen Kolonien von der spanisch-portugiesischen Kolonialherrschaft durch Simon Bolivar (um 1820) kam nur der herrschenden Klasse zugute, die jetzt keine Steuern mehr an die Mutterländer abzuführen brauchte, sondern in die eigene Tasche wirtschaften konnte. So befestigte sich eine soziale Struktur, an der die Staaten Iberoamerikas heute noch krankten: eine dünne weiße Oberschicht und eine besitzlose Masse, vorwiegend aus Farbigen, wobei der Anteil der Rassen in den einzelnen Ländern verschieden ist.

Die Einwanderung der Franzosen und Engländer nach »Angloamerika« fand deutlich später statt, im 18. und 19. Jahrhundert. Es waren Westeuropäer mit fortschrittlicher Gesinnung. Sie hatten die ersten Erfindungen der industriellen Revolution schon gemacht und kamen, mit ihnen ausgerüstet, als Siedler ins Land. Sie fanden in »Neuengland« eine ihnen vertraute Umgebung vor. Ihr Tatendrang wurde durch ihr puritanisches Sendungsbewußtsein noch gesteigert. Denn Gottes Gnade zeige sich im »Erfolg« des Menschen – so interpretierten sie Calvins Prädestinationslehre. Die Großräumigkeit und leichte Erschließbarkeit des Kontinents kam diesem Bemühen um Erfolg sehr entgegen; die dünne Besiedlung durch die nomadisierenden Indianer bot kein nennenswertes Hindernis. So richteten die »Amerikaner« ihr Land nach Rentabilitätsgesichtspunkten ein, was sich in der räumlichen Anordnung von Landwirtschaft und Industrie in den USA deutlich widerspiegelt. Denn in jeder Region herrscht der Wirtschaftszweig vor, der den höchsten Ertrag abwirft: der *Manufacturing Belt*, der sich als dicht besiedelte Industriezone von den Neuengland-Staaten südlich der Großen Seen entlangzieht, ist zugleich die Milchwirtschaftszone, aus der die großen Städte mit Milchprodukten und anderen Frischnahrungsmitteln versorgt werden. Südlich schließt sich die wärmere Mais-Soja-Zone als Grundlage der Fleischindustrie an. Wo es weiter westlich trockener wird, folgt der Weizengürtel mit Winter- und Sommergetreide. Der feucht-warme Süden (*Cotton Belt*) ist den wertvolleren Anbauprodukten vorbehalten (Baumwolle, Tabak, Erdnüsse, Zuckerrohr und Südfrüchte). An solchen Beispielen kann man zeigen, wie stark sich die praktische Intelligenz der Nordamerikaner auf die Ergreifung ihres Lebensraumes richtete.

Geistige und soziale Impulse in Nordamerika

Sind die Kinder in der Betrachtung des Doppelkontinents so weit geführt worden, beginnt die eigentliche Schwierigkeit für den Lehrer. Was läßt sich über die geistigen und Kulturverhältnisse Amerikas heute sagen, das aufbauend auf die Schüler wirkt? Der *American way of life* sollte ja nicht das einzige

sein, was die Schüler in dieser Beziehung kennenlernen. Schon daß in Kanada das französische Element in Sprache und heimischen europäischen Traditionen lebendig gehalten wird, verleiht dem Land einen eigenen Charakter. Aber auch an anderes ist zu denken: In dem »Schmelztiegel der Völker« lernten die Einwanderer Unbefangenheit gegenüber Menschen anderer Herkunft. Das geringere historische Bewußtsein ist nicht nur ein Mangel; es ermöglicht auch einen freien Blick auf neue Situationen. Bis in die persönliche Begegnung zwischen Menschen, die sich sonst fremd sind, macht sich dies als Offenheit und Gastfreundschaft geltend, was Reisende aus Europa immer wieder erstaunt. Die Rassengleichheit besteht wenigstens vor dem Gesetz, und man kann von Menschen berichten, die sich beispielhaft dafür eingesetzt haben: Abraham Lincoln im vorigen Jahrhundert, Martin Luther King in unseren Tagen. Weniger bekannt ist die Lebensleistung des schwarzen Biologen George W. Carver (1861 – 1943), der sich, aus dem Sklavenmilieu stammend, mühsam einen Studienplatz erobern mußte, später aber an einer landwirtschaftlichen Versuchsanstalt für Schwarze neue Anbaumethoden für seine Landsleute entwickelte und schließlich zu einer auch bei den Weißen weltweit anerkannten Autorität wurde. Ebenso wichtig war aber wohl seine Seelenkultur, die Weisheit und Menschlichkeit, mit der er als Schwarzer jedem Menschen begegnete.⁴

Auch der von John F. Kennedy als Präsident der USA ausgehende geistig-politische Impuls sollte in diesem Zusammenhang gesehen werden. Denn hier wurde von höchster politischer Bühne plötzlich nicht mehr nur von militärischer oder wirtschaftlicher Weltherrschaft, Kaltem Krieg oder dem »vorbildlichen« *American way of life* gesprochen. Kennedy lenkte in seinen Ansprachen das Bewußtsein der Menschen auf die moralischen Qualitäten, die ein Volk erst zu einer Führungsrolle in der Welt befähigen, und auf die soziale Gerechtigkeit, die auch in ihrem Land erst hergestellt werden mußte. Er rührte damit an verborgene Bereiche der amerikanischen Seele, die sich auch in den vielen religiösen Strömungen manifestieren, welche sich hier – oft aus anderen Erdteilen übernommen – entwickelt haben. Auch wenn diese manchmal sektenhaft auftreten oder sich an der Vergangenheit orientieren, sprechen sie doch eine deutliche Sprache: daß die Welt und das Leben nicht nur physisch-materiell zu erklären sind.

4 L. Elliott: Der Mann, der überlebte. George W. Carver und sein Werk, Konstanz 1978.

5 G. Chesi: Voodoo – Afrikas geheime Macht, Wörgl 1979.

6 A. Suchantke: Kontinent der Kolibris, Stuttgart 1982, S. 402 ff.

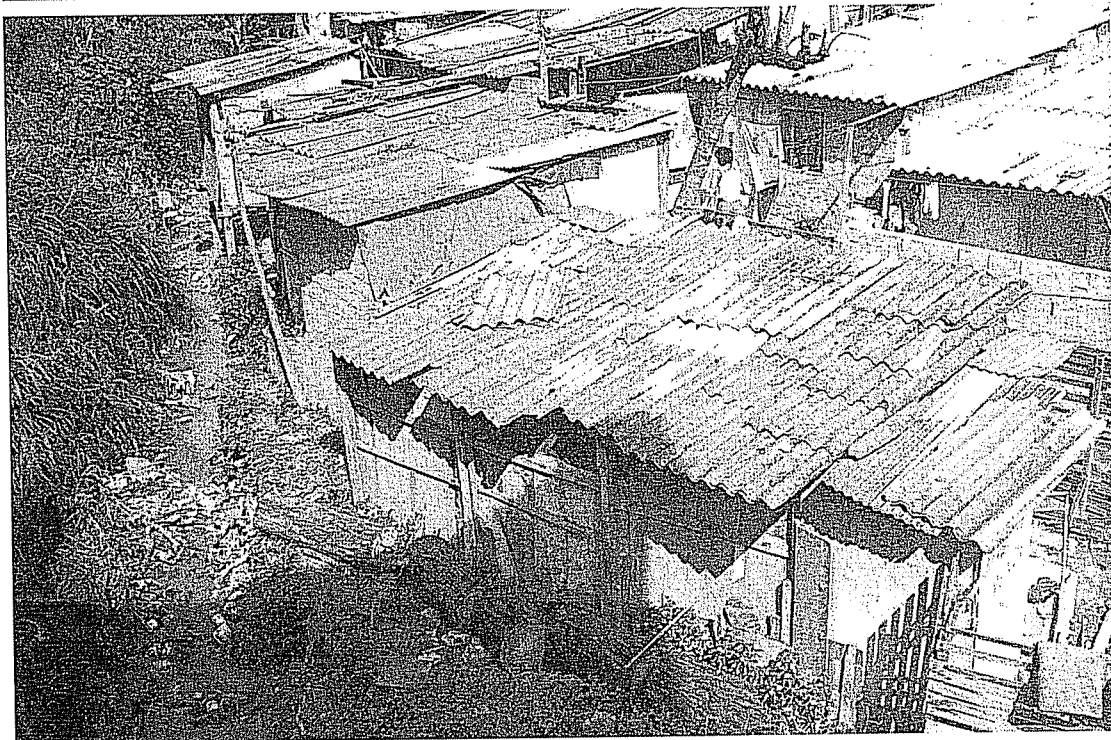
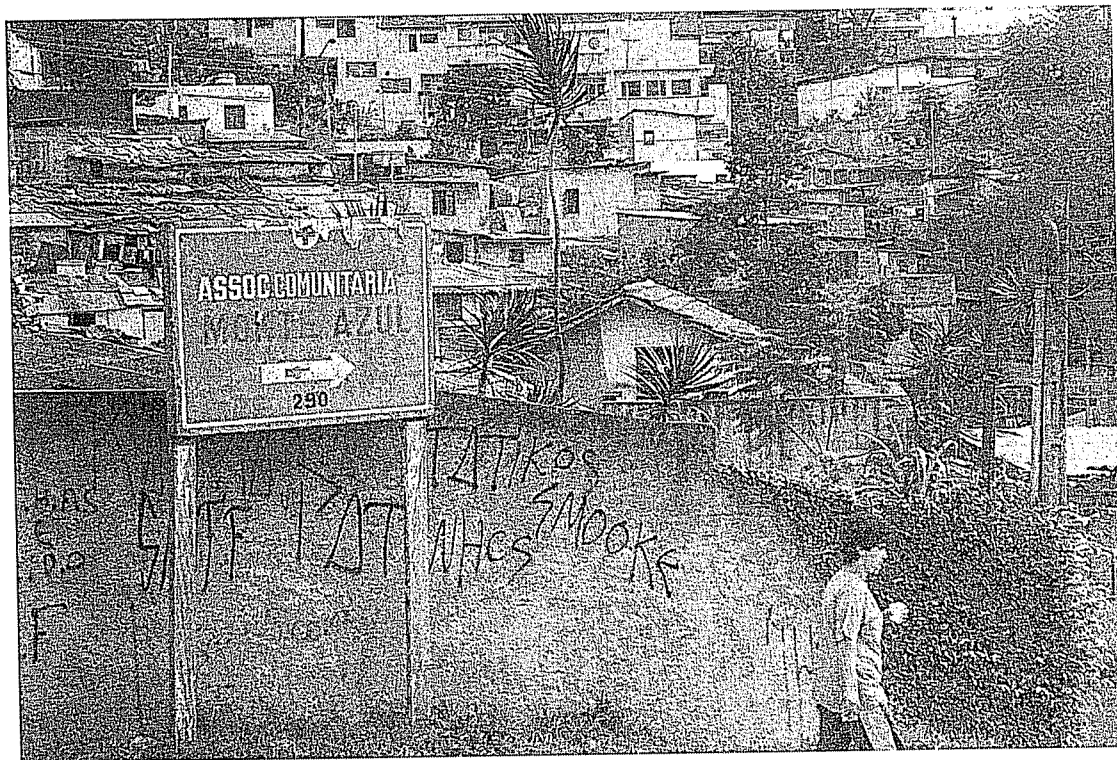
7 U. Craemer: Favela-Kinder, Stuttgart 1987. – Dieselbe (Hg.): Favela Monte Azul, Stuttgart 1987.

Lateinamerika: soziale und ökologische Initiativen

Die Kulturverhältnisse Iberoamerikas sind vor allem dadurch charakterisiert, daß neben den Weißen auch starke indianische und schwarze Bevölkerungsanteile vorhanden sind, deren Kulte und Traditionen vielfältig miteinander verschmolzen. So entstand z. B. mit den Sklavendeportationen der Kult des »Voodoo«, in dem afrikanische Götter mit Gestalten der Bibel vermischt wurden. Der Charakter der christlichen Heiligen wurde umgedeutet, afrikanische Götter erhielten christliche Namen, und die moralischen Werte kehrten sich gegenüber den christlichen um. Durch kultische Tieropfer oder ekstatische Tänze und Gesänge werden Schichten des Unterbewußten mobilisiert, durch die die Schwelle zum Übersinnlichen überschritten werden kann. Bis hin zu weißer und schwarzer Magie reicht die Kraft der Voodoo-Priester, die gute und böse Geister rufen und vertreiben, ihre Gläubigen (über 50 Millionen!) zu guten Taten anspornen oder ihren Feinden Schaden zufügen können.⁵ Auch bei den Weißen in Lateinamerika, die ihre südeuropäische Abstammung nicht verleugnen können, herrscht im Seelischen das empfindungsmäßig-emotionale Element vor.

Suchantke beschreibt einen wichtigen Bevölkerungsgegensatz.⁶ In den geologisch »jungen« Anden im Westen leben indianische Menschen, die wie beladen mit langer Vergangenheit wirken; im Osten, auf dem ausgelaugten Untergrund des brasilianischen Berglandes, bildet sich aus der friedlichen Begegnung der Rassen eine Menschheit, die von Jugendkräften durchpulst zu sein scheint. Obgleich man natürlich die Verelendung der Menschen, besonders auch der Kinder (streunende Kinderhorden in den Slums!), nicht verschweigen darf, kann man von mancher Aufbauarbeit berichten. Da ist die Favela Monte Azul in São Paulo, in der einige initiative Persönlichkeiten aus Deutschland Einrichtungen geschaffen haben, um die verwahrlosten Kinder von der Straße wegzuholen und pädagogisch zu betreuen, Eltern den Sinn von »Schule« nahezubringen, herumlungern den Jugendlichen eine praktische Berufsausbildung zu vermitteln und überhaupt die Wohn- und Lebensverhältnisse zu verbessern (befestigte Wege, Wasserversorgung, Krankenstation).⁷

In der Farm Demetria entstand durch biologisch-dynamische Behandlung des ausgelaugten Bodens neue Fruchtbarkeit. Gemüse und Obst kann in die Stadt geliefert werden, die natürliche Pflanzen- und Tierwelt ist wieder reicher geworden. Aber auch von japanischer Seite gibt es Bodenverbesserungsmaßnahmen in Brasilien. – Einen anderen Weg beschreitet die Menschenrechtsorganisation Culturel Survival, die die indianischen Gemeinschaften dadurch schützen will, daß sie ihnen ermöglicht, die im Urwald zu sammelnden Früchte (vor allem verschiedene Nüsse) auf den Weltmarkt zu bringen bzw. in den kleinen Urwaldstädten sogar zu verarbeiten. Durch die weltwei-



ten Beziehungen dieser Organisation und eine konsequente Werbung haben die Urwaldprodukte bereits Eingang in die Lebensmittelproduktion vieler Länder gefunden (Joghurt, Fruchtsäfte, Eiscreme, Marmeladen usw.). Die Devise heißt: Ernte der Urwaldfrüchte statt Rodung!⁸ – Obgleich all diese Initia-

8 A. Revkin in: Geo, Nr. 6, 1992, S. 76 ff.

Abb. oben: Favela Monte Azul ▲

tiven erst ein Tropfen auf den heißen Stein sind, haben sie als möglicher Ausweg inzwischen die Aufmerksamkeit der brasilianischen Behörden auf sich gezogen.

Durch die Besprechung solcher Fragen rückt die ganze Problematik der Ökologie in das Bewußtsein der Schüler, und in mancher 8. Klasse entsteht aus der Kenntnis dieser Verhältnisse der Impuls zu tätiger Hilfe, etwa in der Form von Patenschaften. Daß sich auch innerhalb der Kirche inzwischen Menschen hervorwagen, die die sozialen Ungerechtigkeiten ändern wollen (Befreiungstheologie), daß immer wieder ein Präsident die Notwendigkeit der Landreform einsieht, sind Entwicklungen, die einen Hoffnungsschimmer aufleuchten lassen.

Gefahren und Chancen in den beiden Amerika

So bergen die geistigen Verhältnisse der beiden Amerika gefährliche Probleme, die zur Lösung drängen, aber auch positive Möglichkeiten: In den Angloamerikanern sind starke Persönlichkeits- und Bewußtseinskräfte veranlagt, die zunächst auf die Erschließung eines reichen Kontinents gerichtet wurden, dann aber zu modernen Wissenschaftsmethoden führten, die auch auf andere Teile der Erde übertragbar waren. Gleichzeitig fühlten sich die Bewohner Nordamerikas von einem Freiheitsimpuls beseelt, der sich über manche Verkrustungen Europas hinwegsetzte. Trotzdem besteht die Gefahr, daß das wirtschaftliche Erfolgsdenken die Menschen zu einer gewissen Oberflächlichkeit verführt, wenn sie ihre Bewußtseinskräfte nicht immer wieder neu auf die geistig-moralischen Aufgaben des Lebens lenken.

In Iberoamerika leben die Menschen aus ihren starken Gemütskräften und sind noch wenig durch die ordnende Kraft des Verstandes ansprechbar. Das führt immer wieder zu Radikalisierungen, auch im Politischen (Militärdiktaturen). Andererseits können die Menschen über ihr Gefühl schnell eine Brücke zum Mitmenschen schlagen, auch wenn dieser einer anderen Rasse angehört. Die Entwicklung der Verstandeskräfte ist eine Erziehungsaufgabe, die behutsam, aber auf breiter Basis angegangen werden muß. Die wenigen Waldorfschulen in Lateinamerika haben es noch schwer. Trotzdem kann man den Eindruck haben, daß eine künftige Kulturerneuerung nicht mehr von den Ländern alter Kultur im Norden ausgeht, sondern von den Menschen der Südhalbkugel, für die der Name »Entwicklungsländer« dann einen neuen, weiteren Sinn erhielte.

Wenn der Lehrer seine Beispiele, die er ja auch für diese kultur-geographische Länderkunde sich suchen muß, vor diesem Hintergrund erzählt, wird er in den Achtklässlern eine Ahnung erwecken, wie wichtig Entwicklungen für Menschen und Völker sind – unmittelbar bevor sie selbst einen neuen biographischen Entwicklungsschritt tun.

Der Weg der Tränen

Zu einer Lektüre aus der amerikanischen Pionierzeit

»Vor langer Zeit verließen Papa und Mama, Mary und Laura und die kleine Carry ihr kleines Haus in den Großen Wäldern von Wisconsin. Sie fuhren weg und sahen das kleine Haus nie wieder. Sie waren auf dem Weg zum Indianerland. Es war ein weiter, weiter Weg zum Gebiet der Indianer ...«

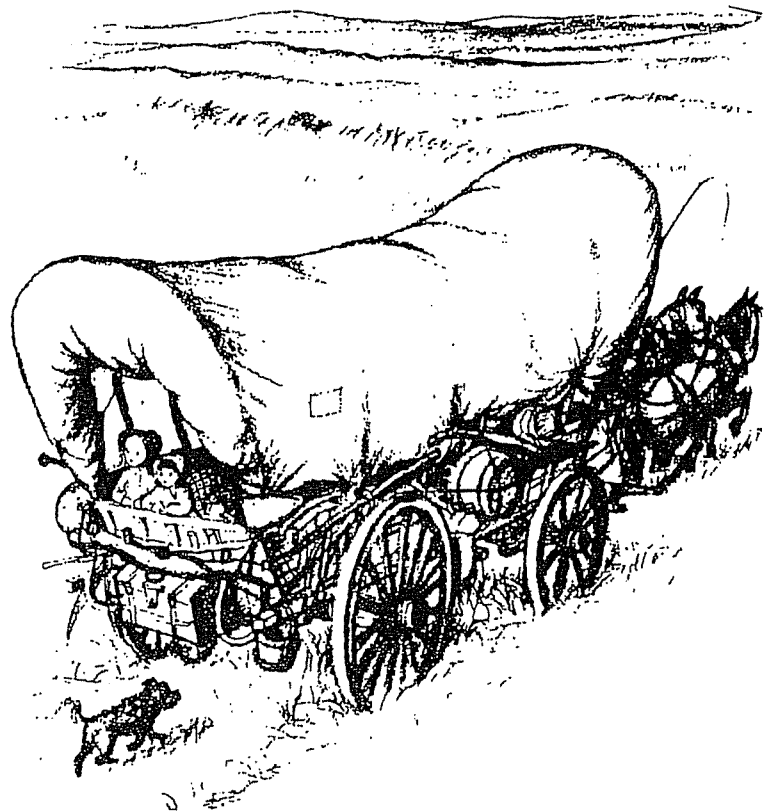
So beginnt das Buch »Little House on the Prairie«¹. Der mehrbändige Erlebnisbericht aus den Tagen der ersten Siedler, den Laura Ingalls-Wilder als alte Frau für die Jugend Amerikas niederschrieb, ist die erste zusammenhängende Literatur, die im Englisch-Unterricht der Waldorfschulen in der 6./7. Klasse gelesen wird. Es ist eine herzhafte Darstellung, ganz ohne Sentimentalität, jedoch mit feiner Begabung in der Schilderung all dessen, was es zu sehen gab. Wie die Autorin diese ungewöhnliche Fähigkeit entwickeln konnte, erfahren wir im dritten und vierten Band der Serie, deren zweiten Teil »Little House on the Prairie« bildet. Als ihre ältere Schwester Mary infolge einer Masernerkrankung erblindete, nahm der Vater die jüngere Laura beiseite und forderte sie auf, von nun an für Mary zu sehen und ihr alles, was um sie vorging, so zu schildern, daß Mary an allem weiterhin teilnehmen könnte. Kostproben dieses neuen Sehens erhalten wir im vierten Band², als Laura mit der blinden Schwester Spaziergänge unternimmt, um gemeinsam mit ihr den Sonnenuntergang zu erleben.

Da diese Lektüre nicht nur den Sinn hat, mit den Schülern zusammenhängendes Lesen zu üben, sondern auch in die Landeskunde Amerikas einführen soll, ist es wichtig, daß der Lehrer den geschichtlichen Hintergrund vermitteln kann.³ So wollen wir in diesem Beitrag auf die Geschichte des Volkes schauen, in dessen Lebensgebiet sich die Familie Wilder niederließ, – denn

1 Laura Ingalls-Wilder: Little House on the Prairie. Die vollständige englische Ausgabe (Methuen/Penguin) ist vergriffen. Eine gekürzte Fassung, von Christoph Jaffke herausgegeben, erschien in der Pädagogischen Forschungsstelle beim Bund der Freien Waldorfschulen, Stuttgart 1990. Dort fehlt das Ende, wo sich die Familie entschließt, ihr neues Haus aufzugeben und aus dem Wohngebiet der Indianer wegzuziehen.

2 »On the Shore of the Silver Lake«.

3 In dem Lesebuch für die 6. Klasse der Waldorfschulen: »The Farmer and the Goblin« (hrsg. von Uta Taylor-Weaver in der Pädagogischen Forschungsstelle beim Bund der Freien Waldorfschulen, Stuttgart 1987) ist manches zur amerikanischen Geographie und Kultur – besonders auch der Indianer – enthalten, was bereits auf die Lektüre von



Going West –
Abbildung aus »Little
House in the Prairie«

kaum hatte die Familie mit dem Bau ihres neuen Hauses begonnen, so begann sich die Situation der angekommenen Siedler immer mehr zuzuspitzen.

Sie hatten gebaut, wo es ihnen bequem und richtig erschien, und entdeckten erst im Nachhinein, daß das Haus direkt an einem Indianerpfad stand. Immer häufiger kamen nun Indianer zum Haus und verlangten Vorräte und Nahrung oder wollten etwas mitteilen und konnten sich doch nicht verständlich machen, obwohl sie eine Sprache des weißen Mannes benützten (nämlich Französisch).

Die Indianer, denen die Familie begegnete, sahen ganz verschieden aus. Die weiße Siedlerfamilie ahnte nicht, daß sie in eine Völkerwanderung geraten war, deren Gruppen sich in dem gerade zugeteilten neuen Lebensraum wiederum von Weißen bedroht sahen, unter sich selbst aber ebenfalls noch um Toleranz und Frieden zu ringen hatten. Besonders deutlich wird dies in den Kapiteln, in denen die Kriegstromeeln und die Kriegsschreie der Indianer in den Lebensrhythmus der weißen Familie eingreifen.

In Laura Ingalls-Wilders Buch wird diese Auseinandersetzung über mehre-

Laura Ingalls-Wilders Buch vorbereitet. Bemerkungen zum Sinn der Landeskunde im Fremdsprachenunterricht finden sich in »Erziehungskunst« 1987, Heft 11, S. 782 ff. (U. Taylor-Weaver: Landeskunde – eine Aufgabe des Fremdsprachenunterrichts. Aus der Welt der Indianer).

re Kapitel geschildert; sie entzieht sich aber dem Verständnis der Schüler, da sie mit den Augen und Ohren einer 10jährigen erlebt ist. Dadurch erscheint es als eine ständige Wiederholung und wird zu einer mühsamen Lektüre – falls der Lehrer nicht die geographischen Gegebenheiten und historischen Vorgänge durchschaubar machen kann.

Der Siedlungsraum der weißen Familie und die zwangsangesiedelten Indianerstämme

Das Gebiet *Indian Territory*, in dem sich die Wilders, von Wisconsin kommend, niedergelassen hatten, umfaßte die heutigen Staaten Kansas, Oklahoma und Arkansas. Das Blockhaus, das sich die Familie baute, lag nahe bei der Stadt Independence⁴, am Verdigris-Fluß. Dabei handelt es sich um den Ort im südlichen Kansas, nicht weit von der Grenze zum jetzigen Oklahoma. Heute kann man dort das wiederaufgebaute Blockhaus der Wilders besuchen und so einen Eindruck von den Lebensbedingungen einer Pionierfamilie in der damaligen Zeit erhalten.

Kansas und Oklahoma sind zum größten Teil die weiten Ebenen der ehemaligen Prairie. Heute sind sie hauptsächlich Weideland für riesige Viehherden, nur zeitweilig durch Ölpumpen und Bohrtürme unterbrochen.

Nach Osten zu wird die Landschaft Oklahomas hügelig, um dann in das Osarkgebirge von Arkansas überzugehen. Die Sommer sind lang und heiß, mit über 40 Grad Celsius. Die Winter sind im allgemeinen mild, wenn nicht ein Blizzard, der von Norden her ungehindert einbrechen kann, weil kein Quergebirge wie unsere Alpen ihn in seiner Vehemenz bremst, von einer Stunde zur anderen die Welt in eine undurchdringliche Eishöhle verwandelt. Im Herbst und im Frühling ist die Zeit der Tornados, jener Wirbelstürme, die, von Südwesten her kommend, ihren Weg über das Land nehmen und einen Pfad der Verwüstung hinter sich lassen. 95 solcher Windwirbel sind einmal an einem Wochenende, das ich in diesem Gebiet verbrachte, gezählt worden.

Der Name Kansas geht auf einen Indianer-Stamm zurück, ebenso der Name Arkansas. Oklahoma heißt übersetzt das »Land des roten Mannes«. Dieses Gesamtgebiet war vertraglich von der US-Regierung verschiedenen Indianervölkern zugesichert worden, nachdem man sie aus ihrem Stammland vertrieben hatte. Nicht alle Indianer lebten als Nomaden in Tipis und zogen über die Prairie. Viele von ihnen hatten schon seit Jahrhunderten in festen Städten gelebt, hatten Handel und Kunstgewerbe, Ackerbau und Viehzucht betrieben. Im Unterschied zu den sogenannten wilden Indianern nennt man diese die zivilisierten Stämme. Fünf der sogenannten zivilisierten Nationen wur-

⁴ Die Ortsbezeichnung Independence kommt in dem Gebiet des *Indian Territory* mehrmals vor. Es war ein beliebter Name unter den amerikanischen Pionieren.

den im Indian Territory zwangsangesiedelt. Es handelt sich dabei um die Völker der Cherokee, der Choctaw, der Creek, der Chickasaw und der Semiole. Das Volk der Cherokee war das größte und bedeutendste unter ihnen. Deshalb soll die Geschichte dieser Indianer im weiteren Verlauf unserer Ausführungen dargestellt werden. Zuvor aber wollen wir einen ihrer Schöpfungsmythen hören, um etwas von ihrem Wesen und Weg erspüren zu können.

Ein Schöpfungsmythos der Cherokee-Indianer⁵

Als alles noch Wasser war, wohnten die Tiere noch in der Galun-lati, der geistigen Welt über dem Himmelsbogen. Es war sehr eng dort, und sie wünschten sich mehr Lebensraum. Wie sie so herunterschauten, fragten sie einander, was wohl unter der Wasseroberfläche sein könnte. Schließlich bot sich der Wasserkäfer an, herunterzusteigen, um es in Erfahrung zu bringen. Er stieg herab und lief in allen Richtungen über die Wasseroberfläche. Doch nirgends fand er einen festen Halt, wo er sich hätte ausruhen können. Schließlich tauchte er auf den Grund und kam mit weichem Morast im Maul empor.

Kaum war er oben wieder angekommen, da begann sich der Schlamm nach allen Seiten auszudehnen und zu wachsen, so daß er schließlich der Insel glich, die wir Erde nennen. Später dann wurde sie mit vier Stricken am Himmel befestigt. Aber niemand erinnert sich mehr, wer es war, der dies vollbracht hat.

Zuerst war die Erde flach und sehr weich und naß. Die Tiere konnten es kaum erwarten, heruntersteigen zu können. Und so sandten sie die verschiedensten Vögel aus, die feststellen sollten, ob die Erde schon genügend getrocknet sei. Doch konnten sie keinen Ort zum Rasten finden. Und so kehrten sie zurück in das Reich Galun-lati.

Schließlich schien die Zeit gekommen zu sein, den Bussard auszusenden. Dies war der Große Bussard, der Vater aller Bussarde, die wir heute am Himmel fliegen sehen. Er flog tief über die Erde hin. Doch der Grund war noch weich. Als er das Land der Cherokee erreichte, wurde er sehr müde. Seine Flügel erlahmten ihm und berührten schließlich den Boden. Überall aber, wo er mit seinen Flügeln über die Erde strich, entstanden Täler. Wo sich der Bussard aufraffte, um wieder in die Lüfte zu steigen, erhoben sich Berge.

Als die Tiere das von oben sahen, befürchteten sie, daß bald die ganze Welt zu Bergen würde. So riefen sie den Bussard zurück. Bis auf den heutigen Tag aber ist das Land der Cherokee⁶ voller Berge geblieben.

⁵ Übersetzt von U. T.-W.

⁶ Damit ist das Kernland des ursprünglichen Lebensraumes gemeint, das den letzten Flüchtlingen auf der Flucht vor den weißen Soldaten Zuflucht gab.

Die Häuptlinge der Cherokee und zwei amerikanische Präsidenten

Die Cherokee lebten einst in dem Gebiet, das heute in die Staaten North Carolina, Tennessee und Georgia aufgeteilt ist. Sie wohnten in Städten und hatten Obstplantagen und Baumwollfelder sowie Pferde und Viehzucht. Butter und Käse wurden hergestellt und Stoffe gewebt. Der eigentliche Name, mit dem sich die Cherokee selber nennen, ist *Yûñ wiya*, was übersetzt heißt: die wahrhaften Menschen. Cherokee dagegen ist ein Name, der 1699 in den Niederschriften einer französischen Expedition als »Cheraui« auftaucht.

Als immer mehr Weiße eindringen und schließlich das Gebiet North-Carolina dem Volke der Cherokee verloren gegangen war, baten die Häuptlinge den Präsidenten der Vereinigten Staaten um Schutz. Dieser Schutz sollte ihnen gewährt werden, vorausgesetzt, daß sie sich in ihrer Selbstverwaltung, Rechtsprechung und Lebensweise anglichen. Dem stimmten die Häuptlinge zu. Die Cherokee gaben sich eine Verfassung, die in den Grundzügen der amerikanischen ähnlich war, und sie bauten eine Selbstverwaltung auf. Dies geschah bereits im Jahre 1791, also kurz nach dem Unabhängigkeitskrieg mit England. Sie übernahmen das Spinnrad und manches bäuerliche Gerät und glichen sich in der Kleidung an. Im Jahre 1824 erschien die erste Zeitung in der Cherokeesprache. Es war der »Cherokee Phoenix«. Der Staat der Cherokee blühte und gelangte zu rechtem Wohlstand.

Doch kaum hatte das Volk diese Schritte unternommen, da verlangten die weißen Siedler, die nach Georgia eingedrungen waren, daß auch dieses Gebiet zum Staat der USA ernannt werde. Gleichzeitig forderten sie die Entfernung der dort lebenden Indianer.

Die indianische Delegation erinnerte in Washington an die Garantien, die man gegeben hatte. Der Präsident erinnerte die Siedler daran, daß die Cherokee keine Fremde, sondern ursprüngliche Einwohner Amerikas seien. Der Gouverneur des Territoriums Georgia jedoch erklärte daraufhin, der zukünftige Staat würde nicht zulassen würde, daß die Indianer die Staatsbürgerschaft erhielten. Die Antwort des Präsidenten war, daß die Cherokee bereits 3/5 ihres ursprünglichen Lebensraumes verloren hätten und er, der Präsident, nicht vorhabe, die Cherokee mit Gewalt zu vertreiben.⁷ Der Senat des Territoriums Georgia teilte mit, daß das Land Georgia gehöre und Georgia es haben müsse.⁸

Dann geschah das Unglück, daß ein Indianerjunge beim Spielen im Fluß Chestatee einen gelben Kieselstein fand. Nachdem seine Mutter ihn gereinigt und festgestellt hatte, daß es Gold war, ging sie zum Händler im Fort. Darauf

7 Präsident Monroe, Brief an den Senat v. Georgia, 30. 3. 1824, American State papers.

8 Royce, Cherokee Nation, 1888, S. 241.

brach eine Flut von Abenteurern in das Land herein und mordete und brandschatzte alles, was ihnen bei der Goldsuche im Weg war.

Der neue Präsident, der zu dieser Zeit vom amerikanischen Volk gewählt wurde, hieß Andrew Jackson. Er war ein früherer Grenzer und bekannt als Indianerhasser. Von ihm soll der Ausspruch stammen, den Mrs. Scott in der Lektüre zu Lauras Mutter macht: »Only a dead Indian is a good Indian.«

Jetzt annektierte der Staat Georgia einfach das Land der Cherokee. Ferner wurde eine Reihe neuer Gesetze erlassen:

- 1) Die Souveränität und die Selbstverwaltung der Cherokee wurden abgeschafft.
- 2) Kein Cherokee oder Abkömmling eines Indianers konnte in einem Prozeß gegen einen weißen Mann aussagen oder als Ankläger auftreten.
- 3) Das Land sollte vermessen und in Parzellen von 40 acres in einer Lotterie als Goldland an Weiße verlost werden.
- 4) 160 acres Land sollten jedem indianischen Familienoberhaupt als persönliches Reservat zugebilligt werden. (Es wurde aber keine Urkunde darüber ausgegeben, so daß die Indianer bei Übergriffen vor Gericht ausgeliefert waren.)
- 5) Weiße, die bereits in Cherokeegebiet wohnten, weil sie eingeheiratet hatten oder als Freunde in den Stamm aufgenommen waren, wurden aufgefordert, auf die neue Verfassung ihren Eid zu leisten. Anderenfalls drohte ihnen Gefängnis bis zu vier Jahren.

The Trail of Tears – Der Weg der Tränen

Da die Lage der einzelnen Stämme der Cherokee aussichtslos erschien, beschlossen etwa 3000 Cherokee, nach Westen auszuwandern. Sie taten dies mit eigenen Mitteln. Man nannte sie später die Arkansas oder die West-Cherokee.

Für die verbliebene, weit größere Zahl der Cherokee wurde von der amerikanischen Regierung unter dem Vorwand einer finanziellen Entschädigung per capita ein Zensus anberaumt. Das Sich-Wehren der Häuptlinge, weil man Land nicht verkaufen könne, half ihnen nichts. Die Pläne für den Exodus des gesamten Volkes waren schon fertig. In dieser Bedrängnis war auch in den Beratungen der Cherokee keine Einhelligkeit in den Beschlüssen mehr zu erreichen. Das Volk spaltete sich. Einige hielten es für opportun, mit Vertretern der amerikanischen Regierung um einen Verkaufspreis des Restlandes zu verhandeln. Um die Querelen mit Georgia endgültig zu beenden, zeigte sich Washington interessiert, verlangte aber, daß ein solcher Vertrag die Unterschrift aller Cherokeehäuptlinge tragen müsse.

Von den verbliebenen siebzehntausend Cherokee kamen dreihundert zur Versammlung wegen des Kaufvertrages. Davon unterschrieben zwanzig

Stammesangehörige. Vom Volk der Cherokee wurden sie als Verräter angesehen und später verfolgt und getötet, denn die Erde war und ist den Indianern heilig und unverkäuflich. Obwohl die Häuptlinge sogleich in Washington vorstellig wurden, erfuhren sie dort, daß man doch bereit sei, den Vertrag anzuerkennen und daß Vorbereitungen zur Aussiedlung schon im Gange seien. Eine weitere Überraschung war, daß die Regierung für die Neuansiedlung im Land der Osage und Kansas Geld wollte, so daß von der erwarteten Summe nichts ausgezahlt wurde.

In Eile wurden in Georgia pferchähnliche Befestigungen gebaut, in denen man die Indianer zusammentrieb. Man hob die Familien beim Abendessen aus, bei der Arbeit, im Schlaf – ohne Vorwarnung. Es war ihnen nicht möglich, zu packen und sich auf den Marsch vorzubereiten oder gar ihre Tiere der Pflege der Weißen zu überlassen. Alle Indianer wurden entwaffnet und so der Selbstverteidigung und des Jagens um Nahrung beraubt.

Die große Wanderung nach Westen, die die Cherokees »The Trail of Tears« nennen, begann im Jahre 1838. In den Monaten, in denen sie in den Forts oder pferchähnlichen Befestigungen hausen mußten, starben bereits Hunderte an Seuchen und an der Unverträglichkeit der Nahrung, die ihnen die Weißen boten. Einigen gelang die Flucht über die Mauern oder während des Transports. Sie nahmen Zuflucht in den Bergen und lebten dort unter härtesten Bedingungen.

Als man nahezu 17000 in den Befestigungen beisammen hatte, begann der Marsch. Man teilte das Volk in Abteilungen von jeweils 5000. Es war Juni und die heißeste Zeit des Jahres. Die Erschöpfung durch die Wanderungen unter militärischer Aufsicht nahm so zu, daß die Häuptlinge um Aufschub bitten mußten. Epidemien hatten zu viele ihrer Angehörigen dahingerafft. Im Oktober des Jahres 1838 wanderte der Zug der Cherokee weiter, streng bewacht von mehr als 4000 Mann Militär.

Der Tennesseefluß wurde überquert. Man kam an Nashville vorbei, dann an Hopkinsville/Kentucky. Ungefähr zehn bis zwanzig Indianer starben am Tag. Der Ohio wurde überquert, nahe der Mündung des Cumberland. Dann ging es durch Illinois bis zum Missouri. Jetzt war es mitten im Winter. Es fehlte an Schutz vor der Kälte. Die Indianer hatten nur das an, was sie beim Überfall zur Aushebung trugen. Eine einzige Wolldecke sollte sie gegen den Schneesturm und die eisigen Temperaturen schützen. Durften sie rasten, so gab es nur den gefrorenen Boden. Der Weg war mit Gräbern markiert.

Der Missouri war voller Eis, so daß kein Floß übersetzen konnte. Die Eisdecke war aber nicht fest genug. Die Alten und die Kinder des Stammes starben jetzt zu Hunderten. Als man schließlich übersetzen konnte, mußten die Gruppen verschiedene Wege geführt werden, um das *Indian Territory* zu erreichen, denn es gab nicht genug Wild. Der Proviant, den Händler von der Regierung



General George Armstrong Custer, General der berühmt-berüchtigten 7. US-Kavallerie, bei Verhandlungen mit den Arapaho-, Cheyenne-, Kiowa- und Komanchenhäuptlingen auf den gefrorenen Plains von Kansas im Dezember 1869. Die Abbildung zeigt ein Gemälde von Charles Schreyvogel aus dem Jahre 1903.

erhielten, um ihn an die Cherokee zu verteilen, erreichte diese nicht. Manch ein Händler sah die Möglichkeit eines Profits und hielt es mit dem Ausspruch Jacksons.

Als schließlich im März des Jahres 1839 der Zug der Cherokee das Land Oklahoma erreichte, waren von den 17 000 Menschen 4000 auf dem Marsch umgekommen. Weitere starben in den ersten Monaten nach der Ankunft. Die Gruppe des Stammes, die schon sehr früh die Heimat verlassen hatte und die *Arkansas Cherokees* oder die *Old Settlers* genannt wurden, begrüßte die Verhungerten und Verhärmten und schloß sich wieder dem Gesamtvolk an. Tahlequah, in der Nähe der Stadt Muskogee in Oklahoma, ist auch heute noch der Sitz der Cherokee-Nation. Hier ist die Geschichte der Cherokee dokumentiert und aufbewahrt.

Einer der großen Häuptlinge war Sequoya. Als er wahrnahm, daß die Weißen ihre Rede in einer Zeichensprache festhalten konnten, ersann er ein Silbenalphabet für die Sprache der Cherokee. Seine Erfindung war so genial,

daß bereits vor dem Aufbruch auf den »Weg der Tränen« alle Cherokee innerhalb von zwei Monaten schreiben konnten, ohne daß je einer eine Schule besucht hatte.

Das Fußfassen im neuen Land wurde den Cherokee nicht leicht gemacht, denn auch andere Völker, die zum Teil früher ihre Feinde gewesen waren, wurden in das Indian Territory gebracht, so die Chickasaw, Choctaw, Semiole usw. Zudem gab es Unstimmigkeiten mit den eigentlichen Herren des Gebietes, den Osage, die sich mit Recht in ihren Jagdgründen bedrängt sahen.

Schließlich bot die amerikanische Regierung den einzelnen Völkern separat einen Vertrag⁹ an: Danach kam der obere Teil des Flusses Verdegris zu den Cherokee, ebenso der Teil im Nordosten Oklahomas sowie Teile von Kansas. Die Vereinigten Staaten garantierten den Cherokee ihre Souveränität und die Unverletzlichkeit ihrer neuen Grenzen. Die einzige Einschränkung war der Zugang zu einem Salzvorkommen, der allen Indianervölkern offen bleiben sollte. Der Aufbau konnte wieder beginnen.

Doch es dauert nicht lange, da erschienen weiße Siedler. Meist ohne zu fragen, ließen sie sich nieder. Als es immer mehr wurden, wurde eine Delegation aus dem Indian Territory in Washington vorstellig. In einer Proklamation ließ der Präsident der Vereinigten Staaten verkünden, daß das Land den Indianern zugesichert sei und daß sie sich selbst nach ihrer Gesetzgebung verwalten dürften.¹⁰

Der große Rat

Zu viele Verträge waren schon gemacht, zu viele waren gebrochen worden. Die Indianer mußten sich untereinander einig werden, um nicht mehr als Einzelvolk, sondern als Nation vorstellig zu werden. So wurde zum großen Rat gebeten. Die Trommeln riefen. Viele hatten auf dem grausamen Marsch Angehörige verloren und waren verbittert. Das Nachgeben hatte bisher nur zu weiteren Verlusten geführt. Es gab Radikale unter ihnen, die zum gemeinsamen Krieg aufrufen wollten.

Dies ist die Situation, die die nächtlichen Trommeln und Schreie deutlich zu machen suchen, die der kleinen weißen Siedlerstochter so unter die Haut gehen und die sie nicht verstehen kann. Als dann die Soldaten zu der Farm kommen und die Botschaft des Präsidenten überbringen, spannt der Vater die Pferde aus und läßt den Pflug auf dem Feld stehen. Der Planwagen wird bepackt und das Gebiet verlassen.

Doch der Lauf des Schicksals war nicht mehr aufzuhalten. Bereits drei Jahre später tauchten Vermessungsbeamte auf. Nun ging es Schlag auf Schlag:

9 Treaty of Washington, Bureau of Ethnology, S. 229, 230, 1888.

10 16. September 1893, Commissioner DM Browning Report, S. 33-34.

1. Die Souveränität wurde abgesprochen.
2. Das Land wurde pro Kopf zugeteilt, 144 acres für einen jeden. (Was darüber hinaus an Land da war, wurde für die Weißen freigegeben.)
3. Die Steuereinnahmen unterstanden von nun an nicht mehr dem Rat der Häuptlinge, sondern einem Regierungsagenten.
4. Die Gerichtsbarkeit wurde abgesprochen.
5. Weiße Siedlungen sollten entstehen können, auch in der Mitte des zugeteilten Gebiets. Für zukünftige Städte wurde 60 000 acres reserviert.

Damit war vorläufig das letzte Kapitel der Geschichte der Cherokee geschrieben, waren die Weichen für den Staat Oklahoma gestellt.

Ein Weißer wird zum Bruder der Indianer

Zum Schluß ist nur noch von denjenigen Cherokee zu berichten, denen es zu fliehen gelang und die in den Bergen der alten Heimat Zuflucht vor Verfolgung durch die Weißen suchten. Lange Zeit lebten sie unter schwersten Bedingungen, und viele starben an Hunger, bis schließlich ein Helfer kam: William H. Thomas. Er war ein Weißer, der ein besonderes Schicksal hatte. Sein Vater war vor seiner Geburt gestorben (1805). Schon als kleiner Junge mußte er sich in einem Handelsposten nützlich machen, um seine Mutter zu unterstützen. Einer der Cherokeehäuptlinge adoptierte ihn. So lernte William Thomas die Sprache der Cherokee in Wort und Schrift. Sein weiteres Leben setzte er für seine Freunde ein. Er besuchte die Verborgenen, und da sie rechtlos waren, kaufte er Land für sie in seinem Namen. Jeder Parzelle gab er einen Namen aus ihrer Sprache. Alte, zerstörte Städte entstanden im Namen neu, Stammesnamen erklangen wieder.

Obwohl Thomas unter ihnen wie ein Indianer lebte, vernachlässigte er nicht seine Aufgaben als Weißer im Bemühen, das angetane Unrecht zu mildern, wurde er Senator des Staates North Carolina und Kongreßabgeordneter in Washington. Und es gelang ihm schließlich, den Cherokee Wohnrecht und die Staatsbürgerschaft zu vermitteln. In der Anpassung an die neue Zeit wurde er ihr Lehrer. Bis in seine neunziger Jahre hinein war er ihr Häuptling, auf den sie hörten und den sie verehrten. Ja, seine Fürsorge ging so weit, daß er sich schließlich bereit erklärte, selber den Befehl über das Regiment zu führen, als Nord- und Südstaatler bei den Indianern um Späher warben und die Indianer für den Krieg entflammt waren. Thomas und seine Indianer kämpften für die Südstaaten. Bis auf wenige brachte er sie wieder zurück in ihre Heimat. Im Jahre 1897 wohnten auf dem von ihm gekauften Land 1351 Cherokee. Es wird berichtet, daß William Thomas im Alter seine Muttersprache vergaß und nur noch der Cherokeesprache mächtig war.

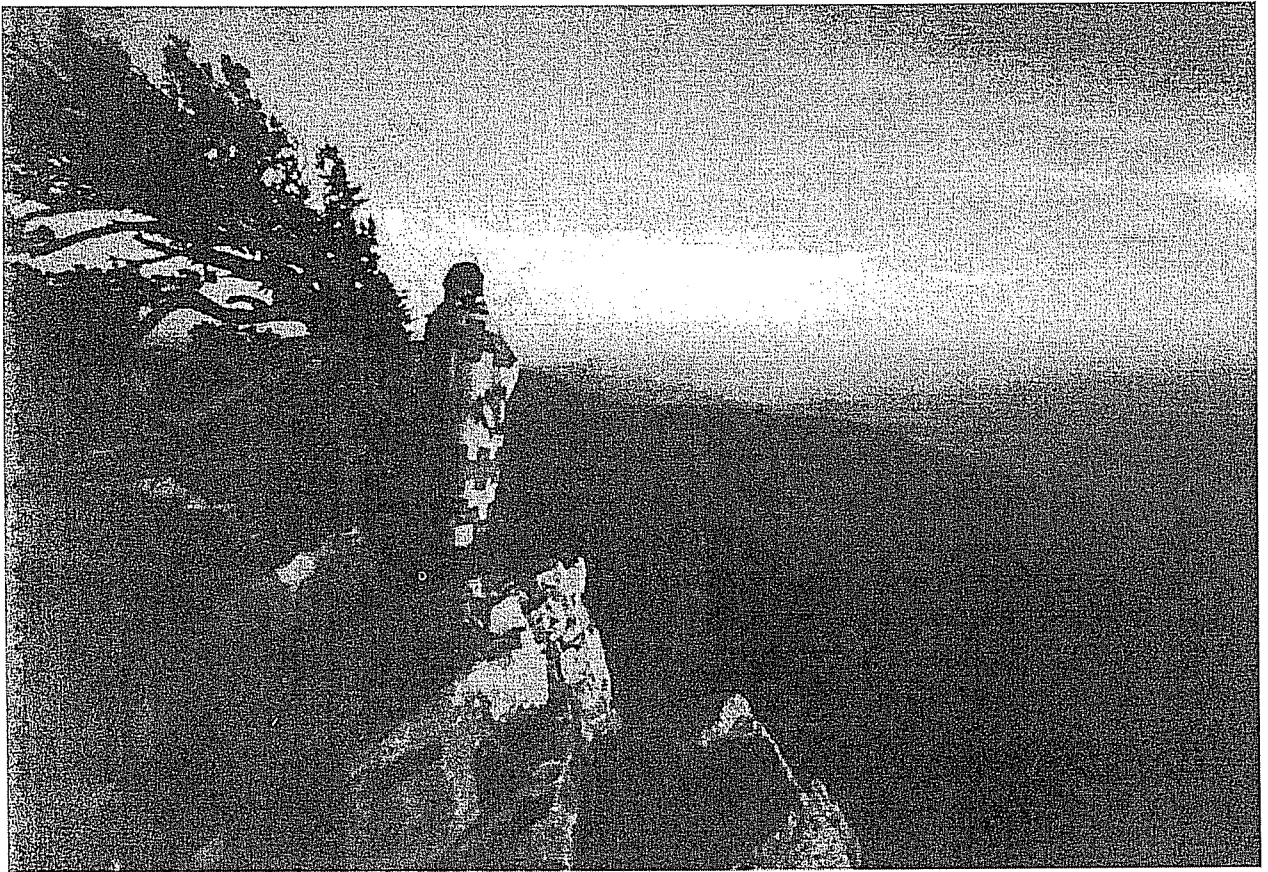
Die Rede des Häuptlings Seattle – die »so« nie gehalten wurde ...

Wir leben in einer Zeit, in der das gesprochene Wort weitgehend seine Kraft verloren zu haben scheint. Eine der kunstvollsten Formschöpfungen sprachlicher Rhetorik – die Rede – ist außerordentlich in Mißkredit geraten. In vielfältigen Zusammenhängen – und nicht zuletzt in politischen – entpuppt sie sich oftmals als Fassade, als Ansammlung leerer Sprechblasen, Schlagwörter, Worthülsen, als gezielte Propaganda oder Lüge. Mitunter sind es formale Meisterwerke des Nichtsagens oder des Nichtssagenden.

Tiefstes Mißtrauen hegen viele Jugendliche gegenüber solchen Reden, und dies mehr oder minder aus einem gesunden Instinkt heraus. Die wenigen echten »Edelsteine« rhetorischer Kunst fallen dann desto deutlicher zwischen den wort-brüchigen Schutthalden jener Wortemacher ins Auge. Es sind jedoch nicht viele.

Um so erstaunlicher ist der nachhaltige und in den letzten Jahren besonders deutlich zu beobachtende Erfolg einer Rede aus dem vorigen Jahrhundert, die von vielen Menschen, besonders Jugendlichen, verehrt, geliebt und tief nachempfunden wird als adäquater Ausdruck der eigenen Seelenregungen und Gedanken zu dem, was die Menschheit heute der Natur antut: der schleichen- den Ökokatastrophe mit ihren zahlreichen erdrückenden Schreckensbildern. Gemeint ist die berühmte Rede Seattles, des Häuptlings (und Sprechers) der Suquamish- und Duwamish-Indianer im Gebiet des heutigen Staates Washington im Nordwesten der USA am Pazifik.

Seattle lebte etwa von 1786 bis 1866. Vermutlich um das Jahr 1860 benannte man die größte Stadt des Staates Washington nach ihm und errichtete später ein Denkmal über seinem Grab. Seattle hielt seine Rede wahrscheinlich im Dezember 1854 anlässlich der Begrüßung des Vertreters des damaligen Präsidenten der Vereinigten Staaten, Franklin Pierce. Dies war Isaac Stevens, Gouverneur des Territoriums Washington. Er überbrachte einen Vertrag der amerikanischen Regierung, in dem die Indianer aufgefordert wurden, ihre Stammesgebiete zu verlassen und sich in einem dafür vorgesehenen Reservat niederzulassen. Seattle unterzeichnete das Dokument – aus Einsicht in die Lage der Indianer und um weitere Kriege zu verhindern. Im Zusammenhang dieser Verhandlungen sprach Seattle seine berühmt gewordenen Worte. Die Duwamish-Indianer starben bald nach ihrer Übersiedlung in das kleine Reservat nördlich der Stadt Seattle aus.



Ein Indianer in »seinem« Land

Nebenbei sei bemerkt, daß in dieser oder ähnlicher Weise wohl einige tausend Indianerreden damals aufgezeichnet wurden. Sie liegen – mehr oder weniger richtig ins Englische übertragen – größtenteils unveröffentlicht im Nationalarchiv in Washington.

»Meine Worte sind wie Sterne ...«

Was nun drückt sich in der besagten vieltausendfach (genauer: hunderttausendfach) verbreiteten Rede an Geisteshaltung und Naturverständnis aus? Um den Charakter der Rede deutlich werden zu lassen, sei ihr Inhalt knapp referiert und mit zentralen Aussagen zitiert:¹

Der Präsident will unser Land kaufen. Er sendet auch Worte der Freundschaft. Wir werden das Angebot bedenken, weil sonst Gewalt droht vom Weißen Mann.

»Wie kann man den Himmel kaufen oder verkaufen – oder die Wärme der Erde?« Wir besitzen nicht die Erde. Was Seattle sagt, darauf ist Verlaß. »Meine

1 Zitiert nach: Wir sind ein Teil der Erde. Walter Verlag, Olten und Freiburg i.Br. 22. Aufl. 1991.

Worte sind wie Sterne, sie gehen nicht unter. Jeder Teil dieser Erde ist meinem Volk heilig ...«

Die Toten der Weißen vergessen das Geburtsland. Unsere Toten nie. »Wir sind ein Teil der Erde, und sie ist ein Teil von uns.«

Alles Lebendige gehört zur gleichen Familie. Der Präsident verlangt viel von uns. Er bietet uns einen anderen Platz, wird unser Vater, wir seine Kinder sein. Aber kann das jemals sein? Gott liebt das weiße Volk und hat das rote verlassen. Das weiße Volk wird das rote überfluten. »Nein, wir sind verschiedene Rassen. Wir erfreuen uns an diesen Wäldern. Ich weiß nicht – unsere Art ist anders als die Eure.«

Das Wasser in den Flüssen ist das Blut unserer Vorfahren. Das Land ist heilig. Es erzählt die Geschichte unseres Volkes. Ihr müßt den Flüssen Eure Güte geben. Die Asche unserer Väter ist heilig, ihre Gräber sind geweihter Boden. Dem Weißen ist jedes Stück Erde gleich. Er erobert sie und schreitet weiter. »Er behandelt seine Mutter, die Erde, und seinen Bruder, den Himmel, wie Dinge zum Kaufen und Plündern. (...) Sein Hunger wird die Erde verschlingen und nichts zurücklassen als eine Wüste. (...) Der Anblick Eurer Städte schmerzt die Augen des roten Mannes.«

Vielleicht verstehen wir nur nichts als Wilde. Unsere Art ist anders. »Die Luft ist kostbar für den roten Mann – denn alle Dinge teilen denselben Atem – das Tier, der Baum, der Mensch.«

Der weiße Mann ist abgestumpft. Er darf nicht vergessen, daß uns die Luft kostbar ist. Wenn wir unser Land verkaufen, so nur unter einer Bedingung: »Der weiße Mann muß die Tiere des Landes behandeln wie seine Brüder.« Ich als Wilder kann nicht verstehen, wieso die Eisenbahn wichtiger sein soll als die tausendfach erschossenen Büffel. »Was ist der Mensch ohne die Tiere? (...) Was immer den Tieren geschieht, geschieht bald auch den Menschen. Alle Dinge sind miteinander verbunden.« Der Boden unter den Füßen ist die Asche unserer Großväter; die Erde ist erfüllt von den Seelen unserer Vorfahren.

»Die Erde ist unsere Mutter. Was die Erde befällt, befällt auch die Söhne der Erde. (...) Die Erde gehört nicht den Menschen, der Mensch gehört der Erde.« Alles ist verbunden. – Unsere Toten leben fort in den Flüssen. Wie kann der weiße Mann den Himmel, die Wärme der Erde, die Schnelligkeit der Antilope, die Frische der Luft, das Glitzern des Wassers, die Büffel kaufen? Wenn wir all dies nicht besitzen! Wir werden das Angebot bedenken. Sonst kommt der weiße Mann mit Waffen, mit Macht.

»Der weiße Mann, vorübergehend im Besitz der Macht, glaubt, er sei schon Gott – dem die Erde gehört. Wie kann ein Mensch seine Mutter besitzen?« Tag und Nacht können nicht zusammenleben. – Unsere Krieger sind besiegt, gedemütigt, beschämt, müßig und von Alkohol und süßer Speise vergiftet. Wir

sind bald untergegangen. – Warum aber trauern? Es ist natürlich. »Menschen kommen und gehen. Vielleicht sind wir doch – Brüder. Wir werden sehen.«

Unser Gott ist derselbe Gott, gleichermaßen der Roten und der Weißen. »Dieses Land ist ihm wertvoll – und die Erde verletzen heißt ihren Schöpfer verachten. (...) Auch die Weißen werden vergehen, eher vielleicht als alle anderen Stämme. Fahret fort, Euer Bett zu verseuchen, und eines Nachts werdet Ihr im eigenen Abfall ersticken.«

Die Herrschaft über das Land, die Gott Euch gab, ist uns ein Rätsel. Aber wir sind Wilde – kennen nicht die Träume der Weißen. Wenn die Roten vergangen sind, wird der Geist der Väter noch in den Ufern und Wäldern lebendig sein. Liebt dieses Land – so wie Gott uns alle liebt. Diese Erde ist ihm heilig.

Ökologisches Credo der edlen Wilden?

Kein Wunder, daß diesem mahnenden »edlen Wilden« und seinem tiefen und spirituellen Naturempfinden, seinem Verantwortungsgefühl der Erde gegenüber, dem kämpferischen Widerstand gegen die Zerstörung, Profit- und Machtgier der aggressiven Weißen, sprich: der Erwachsenen unserer Alten Welt, ein solcher Erfolg beschieden ist. Es ist ja ein Ausdruck des heute verbreiteten »ökologischen Bewußtseins«. Und das ideelle Vorbild junger Menschen heißt heute kaum noch Albert Schweitzer, sondern eher »Greenpeace«. Die sog. ökologische Bewegung hat längst weltweite Ausmaße angenommen. Auch in rigide geführten Staaten haben sich Menschen in Gruppen mit ökologischen Zielen zusammengeschlossen. In keinem Land geschah dies staatlich gelenkt oder aufgrund von Erziehung, durch den Einfluß der Schule oder des Elternhauses. Es handelt sich vornehmlich – als Massenphänomen gesehen – um eine originäre Bewegung, die auf tiefere Ursachen schließen läßt. Die besonders in jungen Seelen lebenden Impulse scheinen auf die Erde mitgebracht worden zu sein, ähnlich wie in den Anfängen des Jahrhunderts bei der »deutschen Jugendbewegung« (Wandervogel, Bündische Jugend etc.), von der Rudolf Steiner damals (1921) sagte: »Man soll die Jugendbewegung beachten. Sie ist eine Kulturbewegung von großer Bedeutung. (...) Die Jugendbewegung hat durchaus übersinnliche Gründe. Man muß die Sache sehr ernst nehmen.«² So mag hinter dem ökologischen Impuls nicht nur eine latente Frage an die Welt der Erwachsenen (»Mit welcher Verantwortung und Ehrfurcht gestaltet ihr die Welt?«), sondern auch eine »latente Vision« für zukünftiges Handeln zum Ausdruck kommen.

Und in dieser Situation trifft die Seattle-Rede einen zentralen Nerv; parallel zur Ausbreitung der Bürgerinitiativen und Umweltschutzorganisationen stei-

² Rudolf Steiner: Konferenzen mit den Lehrern der Freien Waldorfschule in Stuttgart 1919 bis 1924. Zweiter Band. GA 300/2, S. 46-47.

gen die Auflagen. Mit einer vagen Erinnerung an die Kindheit und das romantisierende Indianerbild verzerrender Karl-May-Klischees oder simpler Wild-West-Abenteuer wird jetzt mit neu gebildetem kritischen und sich verantwortlich fühlenden Bewußtsein, wohl auch spirituellen Sehnsüchten, die Wiederentdeckung des »edlen Wilden« und dessen ehrfurchtsvolle Lebensweise mit der Natur von der jungen Ökologiebewegung begrüßt. Fortan schenken sich viele junge Menschen die Rede gegenseitig, zitieren sie in Briefen, auf Karten, halten Referate darüber, schreiben Jahresarbeiten ...

Die berühmte Rede – eine Fälschung?

Und dann der gelinde Schock, wenn es eines Tages heißt, diese Rede sei ja gar nicht echt, sondern eine »Fälschung«. Das Wesentliche darin, das ökologische Gedankengut, stamme gar nicht von Häuptling Seattle; im Gegenteil, solche Gedanken könne er nie und nimmer geäußert haben ...

Als würde ihnen der ideelle Boden unter den haltsuchenden Füßen weggezogen, so empfinden es manche Jugendliche und jene Menschen, die sich mit dem Häuptling – über alle Zeiten-, Alters- und Rassenschranken hinweg – in den Worten dieser Rede verbunden wissen. Doch die Tatsachen erscheinen eindeutig und werden seit 1984 durch Rudolf Kaiser³, Michael Korth⁴, Herbert Gruhl⁵ u. a. veröffentlicht. Sie sind gleichwohl noch nicht allgemein bekannt geworden. Gehen wir chronologisch vor: Als Beobachter war damals im Dezember 1854 Henry A. Smith anwesend und hörte jene Rede Seattles. Der Arzt wurde 1830 im Staate Ohio geboren und schloß sich 1852 dem Zug nach Westen an. Seit zwei Jahren lebte er nun schon am Pazifik nicht weit von den Stämmen, deren Häuptling Seattle war. Dessen Rede beeindruckte ihn – seinen eigenen Worten nach – so außerordentlich, daß er sich sofort ausführliche Notizen machte. Im Nationalarchiv in Washington findet sich kein Hinweis auf die Rede; viele Indianerreden wurden damals nicht verzeichnet oder dokumentiert. Dann verging viel Zeit.

Erst 33 Jahre (!) später, am 29. Oktober 1887, erscheint in der Zeitung »Seattle Sunday Star« ein Bericht von Smith über das Ereignis von 1854 mit dem rekonstruierten Wortlaut der Rede unter der Überschrift »Early Reminiscen-

3 Rudolf Kaiser: Diese Erde ist uns heilig. Die Rede des Häuptlings Seattle. Legende und Wirklichkeit. Münster, 4. Aufl. 1984. Darin findet sich auch die englische Originalfassung des Artikels von Smith mit der Rede.

4 William Arrowsmith/Michael Korth: »Meine Worte sind wie Sterne – sie gehen nicht unter«. Reden der Indianerhäuptlinge. München 1984.

5 Herbert Gruhl: Häuptling Seattle hat gesprochen. Erb Verlag, Düsseldorf 1984. Neben diesen kritischen Veröffentlichungen steht seit den 70er Jahren eine Vielzahl nicht authentischer Abdrucke mit oft beachtlichen Auflagenhöhen.



Häuptling Seattle, fotografiert in hohem Alter. Es ist die einzige Aufnahme, die von ihm existiert.

prüfender Vergleich mit den Notizen in seinem Tagebuch ist nicht möglich. Zwar gibt es Zeugnisse für die Existenz der Aufzeichnungen, das Buch selbst ist jedoch bis heute verschollen. Nach 1887 wird die Rede (in der Fassung von Smith) öfter in den Vereinigten Staaten nachgedruckt und auch bis heute noch in anderen Ländern verbreitet. Jedesmal allerdings erscheint die Ausdrucksweise ein wenig verändert, einzelne Abschnitte werden umgestellt oder neu hinzugefügt!

Schließlich nimmt sich der Dichter und Literaturwissenschaftler William Arrowsmith des Textes an. Er hat ihn »insgesamt in modernes Amerikanisch übertragen«⁸. Ihn störte die mehr oder weniger deutliche viktorianische Altertümlichkeit des Stils, die er – inhaltlich streng an Smith orientiert – behutsam

ces. *Scraps from a Diary*«.⁶ Die sehr bilderreiche, etwas altertümliche (»viktorianische«) Sprache des Textes regte schon bald die Frage nach der Authentizität an. Vermutlich hielt Seattle die Rede nicht in englischer, sondern in seiner heimischen Lushootseed-Sprache. Smith beherrschte diese Sprache wohl nicht oder nur unvollkommen; deshalb stützte er sich vermutlich (zumindest teilweise) auf die für den Gouverneur vorgenommene englische Übersetzung. Smith selbst gesteht die Unvollkommenheit seiner Überlieferung unumwunden ein, wenn er seinen Text als »a fragment of his speech« bezeichnet.⁷ Bedenkenswert scheint auch die Tatsache zu sein, daß man damals recht oft berühmten Indianern große Reden in den Mund legte, die nicht unbedingt authentisch sein mußten. Wie dem auch sei: In der Zeitungsversion spricht wohl nicht nur Seattle, sondern auch ein wenig Smith, zumindest in der Ausdrucksweise und Gestaltung. Ein

6 Vgl. den englischsprachigen Abdruck in: Kaiser (1984) S. 73-84.

7 Kaiser (1984), S. 84.

8 Arrowsmith/Korth (1984), S. 38.

beseitigte. Wenn Kaiser diese Überarbeitung als eine Fassung wertet, die »sich sprachlich weit von dem Text des Dr. Smith entfernt«⁹ hat, so scheint dieses Urteil etwas überzogen. Zwei repräsentative Beispiele mögen die Veränderung verdeutlichen: »Der Himmel dort droben, der seit unzähligen Jahrhunderten Tränen des Mitgefühls auf unsere Vorfahren geweint hat und uns ewig erscheint, kann sich dennoch stets ändern.« Arrowsmith verdichtet diesen Satz zu: »Brüder: Der Himmel über uns hat mit unseren Vätern viele hundert Jahre Mitleid gehabt. Für uns sieht er immer gleich aus, aber er kann sich ändern.« Eine andere Stelle lautet bei Smith: »Es ist ziemlich unwichtig, wo wir den Rest unserer Tage verbringen. Es sind ihrer nicht mehr viele.« Und bei Arrowsmith: »Es ist gleich, wo wir den Rest unserer Tage verbringen. Es sind nicht mehr viele.« Beides sind natürlich Übersetzungen aus dem Englischen.

Arrowsmith veröffentlichte seine den Kern der Rede repräsentierende Fassung jener »schwülstige(n) Version« Smiths 1969 in der Zeitschrift »Arion – A Journal of Humanities and the Classics«; denn er erkannte: »Unter der Patina literarischer Rhetorik ist ein Text verborgen, den ... kein Weißer jener Epoche verfaßt haben kann.«¹⁰

Erst jetzt eigentlich beginnt die Geschichte, die jene bis heute andauernde heillose Verwirrung stiftet.

1970/71 übernahm nämlich Ted Perry, Regisseur und damals Professor für Filmkunst an der University of Texas, den Auftrag, ein Skript für einen Film über die Umweltverschmutzung zu verfassen. Der Film wurde 1972 von den Baptisten gedreht, genauer von der Radio and Television Commission der »Southern Baptist Convention«. Der Titel des Films lautet »Home« (dt. »Söhne der Erde«). Ted Perry bat seinen damaligen Kollegen an der Universität, Prof. Arrowsmith, ob er die Idee der von ihm veröffentlichten Seattle-Rede und wohl auch einzelne Gedanken als Grundlage für das Filmskript benutzen dürfe. Der so entstandene Text war eindeutig seine Erfindung; er enthielt lediglich einzelne Sätze als Paraphrase aus Arrowsmiths Fassung der Rede. Alles andere war neu. Dieses Filmskript wurde nun nach dem Schnitt des Films vermutlich von den Bearbeitern ohne Wissen des Autors und Regisseurs neu überarbeitet und wohl maßgeblich erweitert, und zwar besonders um religiöses und ökologisches Gedankengut, das zum Filmthema paßte. Ted Perry spricht in einem Brief an Rudolf Kaiser (vom 11. Nov. 1983) äußerst empört – und vielleicht übertrieben – von schätzungsweise 50 Prozent des Textes, die von den Baptisten stammen sollen. Der Produzent, die Southern Baptist Convention, tat noch ein weiteres: Er setzte, damit die Worte authentischer klingen sollten, wider besseres Wissen den von Perry erwähnten Namen des Häuptlings vor den Text, so daß er zu dessen Rede wurde. Ted Perrys

9 Kaiser (1984), S. 38.

10 Arrowsmith/Korth (1984), S. 15.

Name wurde überhaupt nicht erwähnt. Stattdessen erschien der Name von William Arrowsmith ohne dessen Wissen und Einwilligung mit dem Zusatz, es handle sich bei der Rede um den Teil eines Briefes von Seattle an Präsident Pierce. Perry stellte zwar den Produzenten zur Rede, konnte jedoch nichts anderes mehr ausrichten, als den Vertrag zu kündigen und keinen weiteren Auftrag mehr anzunehmen, zumal die »Fälschung« erst bei der Ausstrahlung des Films im Fernsehen von ihm entdeckt wurde. Dieses Filmskript wurde dann als die »Rede des Häuptlings Seattle« in zahlreichen Ländern der Welt veröffentlicht und mit großem Erfolg verkauft, in Deutschland besonders unter dem Titel »Wir sind ein Teil der Erde«. Dieses Skript wurde mittlerweile über 20mal aufgelegt. Zusätzliche Verwirrung entstand hinsichtlich der Authentizität über Jahre hinweg dadurch, daß der Verlag in seinen früheren Auflagen im Nachwort unzutreffend William Arrowsmith als den Gewährsmann angab, auf dessen adaptierter Fassung der Originalrede der veröffentlichte Text basiere. In den neueren Auflagen fehlt dieser Hinweis allerdings.

Den »grünen« Häuptling gibt es nicht

Die mittlerweile überschaubaren Zusammenhänge um die (verfälschten) Indianerworte wurden erst 1984 in Schweden und in Deutschland (durch Rudolf Kaiser, Michael Korth u.a.) aufgedeckt. So wird auf einzelne Fehler hingewiesen: Die erwähnten Eisenbahnen gab es im Westen der USA bis 1854 noch nicht; auch das Töten der Büffel durch Weiße kann Seattle nicht selbst gesehen haben, da er nie bis in die Prärie kam; der angeführte Ziegenmelkervogel existiert nicht im Gebiet der Stämme Seattles usw. Vor allen Dingen ist es aber das ökologische Gedankengut, das zwar aktuell und prophetisch klingt, das aber so nie von einem Indianer gedacht werden kann. Was »Häuptling Seattle als den Urgroßvater der ökologischen Bewegung« – wie Michael Korth es formuliert¹¹ – erscheinen läßt, hat nichts mit dem Weltbild des Indianers gemein. Den wild-kritischen »Grünen«, der den Untergang der militärisch aggressiven Weißen (durch Ersticken im eigenen Abfall) voraussagt, gibt es nicht – lediglich in der Perry-Baptisten-Fassung. Ist die Rede somit wertlos geworden, gerade noch gut genug als mehr oder weniger spannendes Beispiel aus der philologischen Fälscherwerkstatt? Nein – im Gegenteil. Denn was alles offenbart die tatsächliche (rekonstruierte) Rede des Häuptlings: Eine intime Betrachtung indianischer Geistigkeit wird möglich. Betrachten wir die überlieferte Quelle – von Smith aufgezeichnet, von Arrowsmith auf den Kern hin bearbeitet – genauer.

11 Arrowsmith/Korth (1984), S. 93.

Auszüge aus der ursprünglichen Fassung

Henry A. Smith zeigte sich tief beeindruckt von der Persönlichkeit des Häuptlings. Davon zeugen die Bemerkungen, die er in seinem Zeitungsartikel dem Wortlaut der Rede voranstellt. »Der alte Häuptling Seattle war der stattlichste Indianer, den ich jemals gesehen habe, und bei weitem der mit dem edelsten Gesichtsausdruck. Er maß beinahe sechs Fuß, wie er so dastand in seinen Mokassins, hatte breite Schultern, eine mächtige Brust und war wohlproportioniert. Seine Augen waren groß, klug, ausdrucksvoll und freundlich, wenn sie in Ruhe waren, und spiegelten getreu die unterschiedlichen Stimmungen der erhabenen Seele, die durch sie hindurchschien. Er war meistens von feierlicher Ernsthaftigkeit, still und würdevoll ... und sein einfaches Wort war Gesetz.«¹²

Als Gouverneur Stevens damals in Seattle eintraf, wurde er von einer großen Menge Indianer überschwenglich empfangen. »Bis dann die trompeten- gleiche Stimme des alten Häuptlings Seattle über die unermeßliche Menge rollte wie das aufrüttelnde Signal einer tiefen Trommel, woraufhin so augenblicklich vollkommene Stille folgte, wie sie wohl auf einen Donnerschlag aus heiterem Himmel folgt.«¹³ (Manches mag allerdings in Smiths Erinnerung durch die Jahrzehnte zu idealistische Züge angenommen haben.) Daraufhin sprach zuerst der Gouverneur zu der Menge.

»Als er sich setzte, erhob sich Häuptling Seattle mit all der Würde eines Senators, der die Verantwortung für eine große Nation auf seinen Schultern trägt. Indem er eine Hand auf den Kopf des Gouverneurs legte und langsam mit dem Zeigefinger der anderen Hand zum Himmel wies, begann er seine denkwürdige Ansprache in feierlichem und ausdrucksvollem Ton.«¹⁴ Der dann folgende Redetext ist sehr viel kürzer und dichter als die Perry-Baptisten-Version. Hören wir die Hauptgedanken:

Brüder: Alles kann sich ändern. »Meine Worte sind wie Sterne. Sie gehen nicht unter.« Auf Seattles Worte kann sich der Präsident verlassen. Der Präsident sendet Worte der Freundschaft und des guten Willens, was sehr freundlich ist, da er es nicht braucht. Sein Volk ist zahlreich. Der Präsident ist gut; er schickt uns Nachricht, das Land kaufen zu wollen. Er will uns noch genug Land lassen zum Leben. Es ist vielleicht großzügig, denn der rote Mann hat keine Rechte mehr. Es ist vielleicht auch sinnvoll, da der rote Mann so viel Land nicht mehr braucht. Die Zeit der Größe und der Macht ist vorbei.

»Aber ich will nicht das Dahinschwinden meines Volkes beklagen. Noch will ich unseren weißen Brüdern die Schuld daran geben. Vielleicht haben auch wir ein wenig Schuld.«

12 Kaiser (1984), S. 55.

13 Kaiser (1984), S. 57.

14 Kaiser (1984), S. 58.

Unsere jungen Männer können hart, häßlich und grausam sein. Hoffentlich sind die Kriege zwischen dem roten Mann und seinem weißen Bruder für immer zu Ende. Die Alten wissen, daß nur noch alles zu verlieren ist und nichts mehr zu gewinnen. Der Präsident – nun auch unser guter Vater – will und wird uns vor feindlichen Indianerstämmen beschützen. »Dann wird er unser Vater sein und wir seine Kinder. Aber kann das jemals sein? Euer Gott liebt euer Volk und haßt das meine.« Er hat die Roten verlassen und stärkt die Weißen. Das Volk der Roten verschwindet. »Wie können wir da Brüder sein? (...) Euer Gott hat seine Wahl getroffen. Er kam zum weißen Mann. Wir haben ihn nie gesehen, nicht einmal seine Stimme gehört. (...) Nein, wir sind zwei getrennte Rassen, und getrennt müssen wir bleiben. Es gibt nicht viel, was uns verbindet.«

Die Asche der Väter ist uns heilig. Die Gräber sind heilige Erde. Die Weißen lassen die Gräber ihrer Väter zurück. Die Religion der Weißen ist auf steinerne Tafeln geschrieben. Das kann der Rote nicht verstehen. »Unsere Religion, das sind die Lebensformen unserer Väter, die Träume unserer alten Männer, die ihnen der Große Geist schickt, die Visionen unserer Häuptlinge.« Sie sind ins Herz des Volkes geschrieben. Die Toten der Weißen vergessen die Lebenden und das Land ihrer Geburt; sie kehren nie zurück. Die Toten der Roten leben bei ihnen. »Unsere Toten vergessen niemals diese schöne Erde. Sie ist ihre Mutter. (...) Sie sehnen sich nach den Lebenden, die einsam sind. (...) Und ihre Geister kehren oft zurück, um uns zu besuchen und zu trösten.«

Der rote Mann zog sich vor den Weißen zurück. Das Angebot des Reservats scheint gerecht; das rote Volk wird es annehmen; es ist in Dunkel gehüllt. Es gibt nur noch wenige Rote. Es ist gleich, wo sie den Rest der Tage verbringen. Die rote Rasse wird bald ausgestorben sein. Aber warum klagen? Es ist natürlich. »Menschen kommen und gehen.« Auch eines Tages der weiße Mann. »Es kann sein, daß wir trotz allem Brüder sind. Wir werden es sehen.« Wir werden das Angebot bedenken. Sollten wir zustimmen, stelle ich die Bedingung: »Niemals, zu keiner Zeit, darf uns das Recht verweigert werden, die Gräber unserer Väter und Freunde zu besuchen. (...) Jeder Teil dieser Erde ist meinem Volk heilig.« Heilig im Gedächtnis und Herzen des Volkes, in den Erinnerungen.

»Die Erde unter unseren Füßen antwortet liebevoller auf unseren Schritt als auf euren. Sie besteht aus der Asche unserer Väter. (...) Die Erde lebt und ist kostbar durch unsere Vorfahren. (...) Und abends sind die Wälder dunkel durch die Gegenwart der Toten.«

Wenn die rote Rasse ausgestorben ist, »dann werden diese Strände noch immer von den unsichtbaren Toten meines Volkes belebt sein.« Niemand wird in der Natur allein sein.

»Nachts, wenn die Straßen eurer Dörfer und Städte verstummt sind und ihr

meint, sie seien leer, werden sich dort die Geister unserer Ahnen drängen, die früher diese Plätze belebten und liebten. Nie wird der weiße Mann allein sein. Darum soll er gerecht sein und meinem Volk sein Recht lassen. Auch die Toten haben Macht.«

Statt Ökokritik spirituell-religiöse Worte

Klingen einzelne Stellen auch gleich oder ähnlich, wie anders ist doch der Gesamtduktus, der Geist dieser Redeversion. Inhaltlich zeigt sich an den wesentlichen Stellen sogar weitgehend das Gegenteil der Perry-Baptisten-Rede, nach der Seattle fälschlich zum Propheten der Ökokatastrophe, zum Ökologen und modernen Umweltschützer wird, sogar zum Christen (»gleicher Gott«), zum Feind der Weißen (»keine Brüder«), zum Kritiker der weißen Zivilisation. Seattle ist nach Smith/Arrowsmith durchaus mutig und selbstbewußt, aber keineswegs ein Feind der Weißen. Ihn bewegen fast kindlich-freundschaftliche Gefühle, und der Besetzung seiner Stammesgebiete kann er positive Seiten, den Schutz vor Feinden, abgewinnen. Keineswegs ist er ein Kritiker der weißen Zivilisation und Aggression, aber selbstbewußt und deutlich kennzeichnet er die Unterschiede der Rassen. Selbstverständlich findet sich hier keinerlei plumpe Assimilation der christlichen Religion, des christlichen Gottesverständnisses. Der Große Geist, Träume, Visionen und der Ahnenkult sind die Religion des Roten. Und ganz und gar nicht ist er der Prophet der ökologischen Krisen des ausgehenden 20. Jahrhunderts. Tief bewegend sind die Worte seines Verständnisses einer lebendigen Muttererde, die durchgeistigt in inniger Verbindung mit den lebenden Menschen steht und Zufluchtsort für die Toten mit ihren Aufgaben ist. Diese Toten nehmen in Seattles Worten einen sehr breiten Raum ein; genau betrachtet sind sie das eigentliche Thema der Rede. Statt ökologischer Kritik mahnende spirituell-religiöse Worte. Was werden die weißen Zuhörer damals davon verstanden haben?

In der »erweiterten« Fassung lautet Seattles Bedingung rührend, daß der weiße Mann die Tiere des Landes wie Brüder behandeln solle; bei Smith/Arrowsmith fordert er das Recht der Roten, ihre Toten besuchen zu dürfen! Ahnenkult anstatt Tierschutz – vieles trennt die beiden Versionen.

So berichtet auch der berühmte Völkerkundler Claude Lévi-Strauss¹⁵ von den Schamanen der Suquamish- und Duwamish-Indianer (also Seattles Stämmen) und ihren rituellen »Reisen«, die im Winter ins Land der Toten führten, um dort Lebenskräfte wiederzuerlangen, die einzelnen Stammesbrüdern von den Geistern geraubt worden waren.

Der lebendige Umgang der Indianer mit einer Geistwelt und den darin lebenden Toten ist fest verankert im Lebensgefühl und religiös-rituellen Tun

15 Claude Lévi-Strauss: Mythologica IV. Der nackte Mensch, Frankfurt 1976.

jener Stämme. Die Erde ist ihnen dabei nicht nur eine Wohnstätte der Lebenden, sondern in gleicher Weise – wenn auch mit anderen Gesetzmäßigkeiten – eine Welt für die Toten. Beide Reiche bilden eine Einheit und durchdringen einander.

Das gesprochene Wort als wirksame Kraft

Die geschilderten Umstände und die Wirkung der Rede lassen zudem in etwa verständlich werden, welche Bedeutung die nordamerikanischen Indianer dem gesprochenen – nicht geschriebenen – Wort beimessen. Häuptling Cobb sprach es 1843 schmerzlich bitter aus: »Die Schrift ist eine Erfindung der Weißen. Sie gebiert Krieg und Leid.« Und weiterhin: »Der Große Geist spricht.«¹⁶

Zahlreiche Forscher haben staunend darauf hingewiesen: Das gesprochene Wort der Indianer ist weit mehr als sein informatorischer Inhalt; es wird als eigenständige Wesenheit und Kraft erlebt, die in der physischen Welt wirkt, die verwandeln, aufhalten, beschleunigen, heilen oder neu schöpfen kann. Wenn wir uns dies deutlich machen können, gewinnt die Rede Seattles eine weitere, umfassendere Dimension: als wirkendes Wort – eine Erfahrung der Sprache, die unserer westlichen Welt weitgehend verlorengegangen ist. In einem Vortragszyklus¹⁷, den Rudolf Steiner 1910 in Kristiania (Oslo) über die Entwicklung der verschiedenen Völker, Rassen und Kulturen gehalten hat, schildert er unter anderem die Zusammenhänge, die zum Absterben der uralten indianischen Rasse führten. Er berichtet da von einem nicht näher bestimmten Zusammentreffen eines Häuptlings der Indianer und eines »europäischen Eindringlings« im 19. Jahrhundert. Zwei völlig verschiedene Geisteshaltungen trafen hier aufeinander. In dem Indianer lebte die Ahnung vom Zusammenhang einer urfernen Einheit der Welt und dem Zusammenwirken der verschiedenen göttlichen Kräfte im »Großen Geist«. In dem Weißen lebte die Geistigkeit, aus der heraus sich die Kulturen entwickelt hatten, die im 19. Jahrhundert in Europa ihre Blüte erlebten. Rudolf Steiner zitiert aus der überlieferten Rede des Indianers, der die »weiße« Geistigkeit und einen schriftlichen Vertrag über die Landnahme nicht verstehen, nicht als Wahrheit erkennen kann. »Da in dem Erdboden, wo die Eroberer unseres Landes schreiten, sind die Gebeine meiner Brüder begraben. Warum dürfen die Füße unserer Überwinder über die Gräber meiner Brüder schreiten? Weil sie im Besitz sind dessen, was groß macht den weißen Mann. Den braunen Mann macht etwas anderes groß. Ihn macht groß der Große Geist, der zu ihm spricht in dem

16 Arrowsmith/Korth (1984), S. 12.

17 Rudolf Steiner: Die Mission einzelner Volksseelen im Zusammenhang mit der germanisch-nordischen Mythologie. Dornach 1982 (GA 121).

Wehen des Windes, in dem Rauschen des Waldes, dem Wogen des Wassers, in dem Rieseln der Quelle, in Blitz und Donner. Das ist der Geist, der für uns Wahrheit spricht. Oh, der Große Geist spricht Wahrheit! Eure Geister, die ihr auf dem Papier hier habt, und die dasjenige ausdrücken, was für euch groß ist, die sprechen nicht die Wahrheit.«¹⁸

Dieser Häuptling ist tatsächlich einer der »alten« Häuptlinge gewesen. Seattle dagegen konnte einen großen Schritt über seine Kulturstufe hinausgehen: im Erahnen und vermittelnden Verstehen des Schicksals der roten und der weißen Rasse.

Ein zukunftsweisendes Vermächtnis der Mitmenschlichkeit

Seattle, der einen solch nachhaltigen Eindruck auf viele Menschen machte, die ihn erlebten, muß eine ganz außergewöhnliche Persönlichkeit gewesen sein. Sein tiefes Verständnis für die Aufgaben und das zeit- oder unzeitgemäße Wirken einzelner Rassen wurde begleitet von warmer Menschenliebe, zeitübergreifender Weisheit und bescheidener Demut. Der Kern seiner Rede ist ein bewegender, gleichwohl verhaltener Aufruf zum Miteinander der verschiedenen Kulturen, zum vermittelnden Ausgleich der Andersartigkeiten, die es zu akzeptieren und fruchtbar werden zu lassen, nicht fortzuwischen gilt; zur Mit-Menschlichkeit (»Es kann sein, daß wir trotz allem Brüder sind«). Keinerlei Haß, stattdessen Klarheit und Erkenntnis der Tatsachen und Notwendigkeiten. Diese Haltung aber erinnert an eine aktuell zu ergreifende Aufgabe Europas, die nicht nur unter anthroposophischen, sondern auch zahlreichen anderen Wissenschaftlern diskutiert wird: nämlich die ideelle Aufgabe und Selbstfindung Europas – genauer Mitteleuropas – als Brücke und Vermittler zwischen den Weltmächten und Kulturen sowie als Quelle neuer, zukunftsweisender sozialer Ideen in Anknüpfung an Werte des deutschen Idealismus. Es mag gewagt klingen: Seattle als geistiger »Mitteleuropäer«? Seine Worte als zukunftsweisendes Vermächtnis im Gewand der Worte einer verlöschenden alten Kultur?

Vielleicht ist es aber gerade diese zukunftsweisende Vision, die durch die wie unvollkommen auch immer überlieferten oder veränderten Worte des Häuptlings durchleuchtet und tatsächlich gesucht wird, über aktuelle ökologische Probleme weit hinausgreifend, – eine Vision, die von vielen Jugendlichen mit einer neuen Sensibilität für Zwischentöne wahrgenommen werden kann, auch wenn vieles (noch) nicht in Begriffe gefaßt, eher nur erahnt wird. Und vielleicht ist dies auch die tiefer liegende Ursache für den ungeheuren Erfolg der Rede.

18 Rudolf Steiner, GA 121, S. 118.

Zur Behandlung der Rede im Unterricht

Da – nach Rudolf Steiner – jeder Unterricht zur »Lebenskunde« werden soll, läßt sich diese Rede in sehr verschiedenen Unterrichtsfächern der Oberstufe mit Gewinn behandeln.

Die eher sensationsartigen Hintergründe und die Aufdeckung der »Fälschung« dürfen durchaus – neben einem intensiven Vergleich beider Redeversionen – am Anfang stehen.¹⁹ Daran anschließend können junge Menschen auf tieferliegende Fragestellungen aufmerksam werden und eigene Impulse zum Ausdruck bringen.

In den naturkundlichen Fächern (Biologie, Geographie etc.) wird dabei vielleicht der Gesichtspunkt eines zeitgemäßen Naturverständnisses im Vordergrund stehen; in anderen Fächern (Geschichte, Religion) läßt sich an der allgemeinen Bewußtseinsentwicklung der Menschheit (alte Kulturen, Götterwirken, Ahnenkult) durch die Jahrtausende anknüpfen. Da die Rede in einem leicht verständlichen Englisch überliefert ist²⁰, kann sie auch Grundlage für eine Erarbeitung im Englischunterricht sein. Gleich in welchem Zusammenhang, die Verantwortung des Menschen gegenüber der Welt wird – und muß – zum Thema werden. Dabei können dann Fragen eines zeitgemäßen, wirklich modernen Umweltbewußtseins erörtert werden. Es kann deutlich werden, daß – allein von den Begriffen ausgehend – ein bloßer sog. »Umweltschutz« längst nicht mehr ausreicht, nur konserviert, Altes erhält und nicht berücksichtigt, daß der Mensch, um sein Menschsein ausleben zu können (als Kultur), zur Gestaltung der Erde aufgerufen ist. Nur etwa 0,01 Prozent der Wälder Mitteleuropas sind echte Urwälder, also Naturlandschaft, alles andere – und damit fast die gesamte Vegetation! – ist heute Kulturlandschaft, vom Menschen geschaffen. Dies ist jedoch nichts grundsätzlich Negatives. Wo der Mensch nämlich die Erde verantwortungsbewußt kultiviert, entsteht neue Fruchtbarkeit und eine größere biologische Vielfalt in der Tier- und Pflanzenwelt! Kulturlandschaften, die nicht verschandelt wurden zu reinen Produktionsmitteln der Agrarindustrie, flur-»bereinigt« und durch Monokulturen nivelliert etc., zeigen eine nachgewiesenermaßen größere Artenvielfalt als die relativ artenarmen Buchenwälder der Niederungen und Mischwälder der

19 Die Seattle-Rede hat als »Fall« in gewisser Weise einen Vorläufer: Seit 1977 erscheint neu als »ewiger« Bestseller (Erstdruck 1920!) die einem polynesischen Südseehäuptling zugeschriebene Sammlung von Reden »Der Papalagi«, eine langatmige ökologische Kritik an der westlichen Zivilisation und der Mentalität der Europäer aus der »naiven« Sicht des Naturmenschen. Die Gesamtauflage beträgt 1989 (nach bisher 22 Auflagen) knapp eine Million Exemplare. Der angebliche Herausgeber Erich Scheurmann wurde längst als Erfinder der »Reden« enttarnt ...

20 Kaiser (1984), S. 73-84.

Gebirge – eine Artenvielfalt, die hier in Mitteleuropa natürlich gedeihen würde, weil mehr und verschiedenartige Biotope (unterschiedliche Äcker, Wiesen, Hecken, Bäche, Bäume, Wege, Gärten, Teiche usw.) mit ungleich mehr Grensräumen diese biologische Vielfalt ermöglichen.²¹

»Zur Bildung der Erde sind wir berufen«

Und es kann darum gehen zu erkennen, daß hier eine Aufgabe für den Menschen besteht, nämlich die Evolution schöpferisch weiterzugestalten. »Wir sind auf einer Mission: Zur Bildung der Erde sind wir berufen« nennt es Novalis. Das erschreckende Gegenbild in Form der Umweltzerstörung kann dazu führen, neue richtungsweisende und zukunftstragende Gedanken zu bilden. Unter erweiterten Gesichtspunkten kann uns Seattles Rede außerdem aufmerksam machen auf eine durchgeistigt erlebte Erde, in der die Toten eine opfervolle Rolle spielen; seine tiefe Ehrfurcht gegenüber den Toten und der Natur läßt unsere westlichen Herzen nicht unberührt. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß Seattle einer alten – wohl der ältesten – Kultur und Rasse angehört, damit eine uralte Kulturstufe der Ahnen, Geister und Götter repräsentiert, wir aber heute aus dem Geist lebendiger christlicher Kultur die Erde und die ganze Welt neu in tiefer Ehrfurcht als etwas erleben können, mit dem sich Christus nicht nur symbolisch, sondern real verbunden hat.

Reiner Kunze hat in einem seiner Gedichte²² den innigen Zusammenklang von Erde und Mensch tiefer erfaßt, als es der aktuell wirkende Titel vermuten läßt:

UNTER STERBENDEN BÄUMEN

Wir haben die erde gekränkt, sie nimmt
ihre wunder zurück

Wir, der wunder
eines

Die Erde als beseeltes Wesen, Natur und Mensch als Wunder betrachtet, als Übersinnliches also und in engster Zusammengehörigkeit – dies fordert heilende Kräfte des Menschen, die schöpferisch gestaltend vor der Zukunft bestehen können und neben der Tat auch die Ehrfurcht vor dem Geist in der Natur mit einschließen.

21 Vgl. Bruno P. Kremer: Lebensraum Dorf – Chancen für die Natur im ländlichen Siedlungsbereich. In: Natur und Museum, Heft 8, 1988, S. 225-239 (darin besonders S. 225-228) sowie Andreas Suchantke: Der Mensch als Naturkatastrophe. In: Individualität Nr. 21, 1989, S. 24-30.

22 In: Reiner Kunze: eines jeden einziges leben. gedichte. S. Fischer Verlag, Frankfurt a. M. 1986, S. 53.

Nur dann wird eine mitunter romantisierende und bislang noch vornehmlich materialistisch verstandene Ökologie der Kreisläufe und vernetzten Regelmechanismen das Lebendige und Geistige der Natur in seine Betrachtung und Erkenntnis aufnehmen und zur *Ökosophie* werden können, die nicht nur materielle, sondern auch geistige Gesetzmäßigkeiten in Mineral, Pflanze, Tier und Mensch (dem lebenden und dem toten) mit seinen irdischen und kosmischen Zusammenhängen zu berücksichtigen weiß, um mithelfen zu können, die zukünftige Erde zu gestalten.

Harald Kiczka

Amerika – Vision und Wirklichkeit

»Es ist also nüchterne Pflicht, uns über das rätselhafte Imperium im Westen immer von neuem ins Bild zu setzen. Man muß beharrlich versuchen, den Medienthoran der Klischees und die Barrieren der Vorurteile beiseite zu schieben, Tag um Tag. Das ist nicht leicht. Die Mythen verstellen den Blick. Sie erklären manches und verdunkeln viel. Die Vereinigten Staaten sind, jenseits der Mythen, die Amerikaner. Gesichter, die wir zu erkennen vermögen. Menschen, mit denen wir vertraut werden, die wir begreifen, wenn wir uns mit ihnen Mühe genug geben, die wir vielleicht sogar lieben können, falls wir für die Menschenliebe nicht zu kraftlos, kalt und feige würden. Fangen wir bei denen an.«

Klaus Harpprecht¹

Weder Menschen noch ein Volk, da stimmen wir Harpprecht zu, kann man ohne Sympathie, ja ohne Liebe verstehen. Es kann immer wieder in Erstaunen versetzen, daß kaum einem anderen Land gegenüber so viele Urteile, Meinungen, Klischees und Ängste gehandelt werden wie gegenüber US-Amerika. Dies ist bei der Bedeutung Amerikas für das alltägliche Leben, für die Politik und die Weltwirtschaft nicht weiter verwunderlich. Auch ist mehr als

¹ Klaus Harpprecht: Amerikaner – Freunde, Fremde, ferne Nachbarn, dtv, München 1984, S. 333.

deutlich, wie sehr amerikanische Einflüsse die Menschheit verwandeln. Man kommt als Zeitgenosse schlichtweg nicht umhin, sich mit Amerika auseinanderzusetzen. Bemerkenswert scheint dabei aber die Tatsache zu sein, daß bei dieser Stellungnahme gehörig von den Kräften der Sympathie oder Antipathie Gebrauch gemacht wird. Doch Zuneigung und Ressentiments, sofern sie kollektiver Art sind, sollte man prinzipiell mißtrauen. Gegenüber Amerika kann man aber offensichtlich nicht gleichgültig bleiben.

Herkunft, Geschichte und die Generationszugehörigkeit spielen bei dieser Haltung eine bedeutsame Rolle. Die Sympathien der Kriegsgeneration, all derjenigen also, die sich in der Mehrheit weniger besiegt als befreit fühlten, scheinen in zunehmender Auflösung begriffen zu sein und zuweilen offen zutage tretenden antiamerikanischen Emotionen Platz zu machen. Die Anpassung der Besiegten an die Siegermacht USA, die das geistige, moralische und wirtschaftliche Vakuum, das nach dem NS-Terror für das deutsche Identitätsgefühl zurückgeblieben war, relativ zügig aufgefüllt hatte, führte zu einer Verklärung des amerikanischen Lebensstils und der durch Amerika vertretenen demokratischen Ideale. Amerika wurde in einem Teil Deutschlands in der Wirtschaftsform, dem Rechtsempfinden und in weiten Bereichen des gesellschaftlichen Lebens kopiert. »Die Besatzungsmächte halfen ihnen schließlich auf die Beine. Sie wurden ermutigt, einen demokratischen Staat zu etablieren, dessen Bürger all jene Rechte und Freiheiten besitzen, die sich die Liberalen und die Begründer der Arbeiterbewegung erträumt hatten. ... Sie wurden Akteure und Zeugen einer Leistung, für die es in der deutschen Geschichte keinen Vergleich gab.«²

Aber mit wachsenden Problemen und der zunehmenden Identifizierbarkeit mit den Fehlentwicklungen der Kommerz- und Konsumwelt Amerikas entwickelte sich ein Prozeß der Ablösung. Mit der Vereinigung der beiden Teile Deutschlands und der nun fortschreitenden Identitätsfindung, die zur Zeit auch sogar einen historisch überwunden geglaubten Irrweg im Nationalismus und aufkeimenden Rassismus einschlägt, scheint Deutschland seinen Weg im Heil der Idee einer europäischen Vereinigung zu suchen, die somit nicht ausschließlich auf wirtschaftlichem Kalkül beruht. Wie sich das gegenseitige Verhältnis Deutschland-Vereinigte Staaten entwickeln wird, ist eine der spannendsten Fragen unserer Zeit.

Pendelschlag zwischen Antipathie und Sympathie

Der hier kurz skizzierte Pendelschlag zwischen Antipathie und Sympathie kann deutlicher werden, wenn man verschiedene Altersgruppen zu diesem Thema befragt. Noch mischen sich bei der Generation, die den Zweiten Welt-

² ebd., S. 27.

krieg erlebt hat, Überreste sentimentaler Verklärung und ein stiller werden-
des Gefühl der Dankbarkeit gegenüber dem Vorbild mit einer inhaltlichen
Übereinstimmung in grundsätzlichen Fragen des Demokratieverständnisses.
Die Vertreter der heute 30- bis 50jährigen hingegen stimmen nicht selten in die
antiamerikanische Melodie ein. Zu ihnen rechnen wir die mystifizierte 68er-
Generation und politisch links einzuordnende Intellektuelle der 70er und
80er Jahre. Hier sind allerdings berechtigte Kritik und Entrüstung Nahrung
für die innere Haltung gegenüber der Politik der U.S.A., was wir nicht mit
Antiamerikanismus gleichsetzen. Darin unterscheidet sich dieser Menschen-
kreis auch nicht von den Altersgenossen in Amerika, die z. B. das Vietnam-
trauma als eine der größten Zerreißproben der amerikanischen Gesellschaft
erlebten. Man übersieht hierzulande leider allzuoft, daß der einzelne Ameri-
kaner nicht gleichzusetzen ist mit den Entscheidungen seiner Politiker. Beson-
ders in akuten Krisenzeiten haben Einseitigkeiten, Pauschalisierungen, Kli-
scheebildung und Fanatisierung Hochkonjunktur. Eine differenzierte, sachli-
che Bestandsaufnahme der Phänomene bleibt auf der Strecke. Solche Zeiten
hinterlassen Spuren, die der sich verändernden Wirklichkeit hinterherhinken.
Zu Recht werden hüben wie drüben Reizthemen wie Hiroshima, Vietnam,
Pershing, der Rüstungswahn der letzten Jahrzehnte, Watergate, Drogenkar-
telle, imperialistisches Machtgebaren und die Rolle des weltweit agierenden
CIA mit Entsetzen aufgegriffen.

Demgegenüber bedarf es ausdauernder intensiver Bemühung um eine dif-
ferenzierte Wahrnehmung der amerikanischen Lebenswirklichkeit, damit
nicht der ausreichend gelieferte Stoff gewohnte Denkweisen auf bequeme
Weise bestätigt. Unbeachtet, weil auf den ersten, den Blick der Gewohnheit,
weniger spektakulär und nicht den gängigen Klischees entsprechend, bleiben
andere Tatsachen den Menschen vorenthalten und somit weitgehend verbor-
gen. Sie wären jedoch durchaus geeignet, verantwortungsbewußte Menschen
ihren potentiellen Partnern jenseits des Atlantik näherzubringen. Am Hiro-
shima-Gedenktag, dem 6. August um 6.00 Uhr, versammeln sich Zehntausen-
de an verschiedenen Orten der Vereinigten Staaten, um der Opfer zu geden-
ken; das Vietnamtrauma ist in vielen amerikanischen Familien präsent, und
die Aufarbeitung findet statt. Sie hat ohne Zweifel das Denken vieler verän-
dert, wie auch immer man derartige Versuche zur Geschichtsbewältigung
beurteilen mag. Antinukleardemonstrationen fanden statt, ohne in hiesigen
Medien nennenswerte Erwähnung zu finden. Protestaktionen gegen den
Golfkrieg übertrafen in den U.S.A. zahlenmäßig die in Deutschland und an-
deren europäischen Ländern. Auch das wurde hier weitgehend verschwie-
gen. Skandale werden in den U.S.A. viel häufiger und schonungsloser von
Journalisten aufgedeckt. Unvergessen rumort in den Seelen vieler Amerika-
ner der Mord an John F. Kennedy. Eine Auflistung übersehener Tatsachen

mag hingegen kaum geeignet sein, bewußtseinsverändernd zu wirken. Leicht wischt der Kritiker sie als belanglose Randerscheinungen vom Tisch der Geschichte.

Gemessen an den Widerwärtigkeiten amerikanischer Politik und den Exzessen einer materialistischen Weltanschauung nehmen sie sich recht bescheiden aus. Wesentlich daran ist aber, daß es sich um Willensimpulse einzelner Menschen handelt, die genauso zu Amerika gehören wie die politischen Entscheidungsträger. Die Kenntnis dieser Impulse in der amerikanischen Gesellschaft könnte menschenverbindend sein. Es müßte die dringende Notwendigkeit deutlicher bemerkt werden, die Hürde vorgefertigter Urteile abzubauen, um den Blick frei zu bekommen für die Realität in ihrem Gesamtumfang. Klaus Harpprecht formuliert seine Erfahrungen als langjähriger Korrespondent in Amerika in bezug auf das Negative so: »Für ein Buch von solcher Beschaffenheit brauchte es einen Mietwagen, maximal zwei Monate streunender Umschau, den frischen Reporterblick, minimale Kenntnisse der englischen Sprache, keinen Presseausweis. Die Notstands- und Niedergangs-Statistiken würden von der Kongreßbibliothek in Washington und dem Archiv der New York Times geliefert. Dort ist alle amerikanische Schande sorgsam registriert und jedermann zugänglich. Kritik frei Haus, Auswertung ohne weitere Kosten. ... Niemand geht mit Amerika schonungsloser ins Gericht als die Amerikaner.«³

Von Harpprecht stammt auch die Empfehlung, es sich mit anderen Ländern schwer zu machen. Zunächst solle man ihre Fremdheit und ihr Anderssein respektieren, das Verstehen beginne danach. Wirkliche Veränderung scheint nur möglich durch ein Verständnis zwischen Individuen, durch menschliche Begegnungen und Beziehungen. Sie können wechselseitig vor Pauschalurteilen dadurch schützen, daß den derart menschlich Verbundenen bei jedem Vorurteil, jeder Pauschalisierung ein oder mehrere Menschen einfallen, die Zurückhaltung auferlegen und ein differenzierteres Urteil fordern, weil sie in dieses Bild nicht passen.

Wie jüngere deutsche Menschen Amerika erleben

Leichter scheinen es mit ihrem Amerikabild jüngere Menschen in Deutschland zu haben. Ich denke dabei an Jugendliche und Menschen bis etwa 30. Durch zahlreiche Gespräche, themenbezogene Diskussionen und deren Begeisterung an Gesprächen und Berichten über Amerika zeigt sich ein anderes Bild. Sie stehen Amerika erstaunlich positiv gegenüber. Nicht nur, daß schon bei 14- bis 15jährigen der Wunsch entsteht, einen Schüleraustausch ermöglicht zu bekommen. Zahlreiche Schüler konnten diese Erfahrung tatsächlich

3 ebd., S. 326.

machen, entweder als Gäste in Amerika oder als gastgebende Klasse oder Familie hier. Die Erfahrungen sind für alle Beteiligten fast ausnahmslos positiv. Diese jungen Menschen scheinen etwas in und an der amerikanischen Welt- und Lebensauffassung zu erspüren, das manchem Erwachsenen unter all der urteilsbeladenen Voreingenommenheit nicht mehr so recht ins Bewußtsein dringen kann. Es wäre zu kurz gegriffen, wollte man diese Offenheit, diese Sympathie mit der Faszination an materiellen Dingen (Cola, MacDonalds, Disneyland) oder pseudoideellen Werten aus der Filmindustrie und der Musikszene erklären. Dieses Phänomen kann jedem, der sowohl die Entwicklung der Weltsicht junger Menschen als Pädagoge begleitet als auch ein Verständnis der widersprüchlichen amerikanischen Realität zu einer Herzenssache gemacht hat, ein drängendes Anliegen werden, weitere Erklärungsversuche zu wagen.

Die zurückgekehrten Austauschschüler berichten nicht nur von der atemberaubenden Schönheit und Weite des Landes und der Faszination an dem pulsierenden Leben der Metropolen mit Vertretern nahezu aller Rassen der Erde. Aus dem Schulleben wissen sie von dem anderen Verhältnis zwischen Menschen (Lehrer/Schüler) zu erzählen, das als freundlicher, verbindlicher und wärmer erlebt wird. Sie fühlen sich in ihrem Lebenswillen aufgenommen und bestärkt durch eine positiv-optimistische Lebenseinstellung. Sie erleben eine Art von Freiheit trotz oftmals strengerer gesellschaftlicher Formen und Normen, die sie tief im Innern ergreift. Sie erleben auch die Spannung, die die Widersprüchlichkeiten der amerikanischen Wirklichkeit erzeugt. Gelegentlich entschließt sich nicht ohne Grund ein Lehrerkollegium, einen jungen Menschen mit Problemen der Ichfindung für eine gewisse Zeit nach Amerika zu schicken, damit er dort das Arbeiten lerne und seine Einstellung zum Leben sich wandle.

Zu Recht wird Amerika das Land der Kontraste und Extreme genannt. Der reisende Gast findet mit Leichtigkeit jedes Klischee, jedes Vorurteil tausendfach bestätigt, im Negativen wie im Positiven. Manche Länder machen es einem leichter, Harpprechts Empfehlung zu folgen. Wer mit positiven Augen auf dieses Land und seine Menschen blickt, wird bereichert heimkehren, wer mit einer negativen Grundeinstellung nach Amerika kommt, kann sich überwältigender negativer Bestätigung sicher sein.

Wer lernen will, Amerika zu verstehen, kommt nicht umhin, die Geschichte dieses Kontinents zu studieren. Diese Beschäftigung verweist auf die Tatsache, daß die amerikanische Geschichte ohne die Zusammenhänge mit Europa unverstehbar bleibt.

Amerika zwischen Utopia und Wirklichkeit

Eine ideengeschichtliche Untersuchung mit dem Ziel, die Eigenart Amerikas zu bestimmen, wird auf das Urbild aller Staats-Utopien verwiesen, die Utopia (1560) des englischen Humanisten Thomas Morus. Er schildert eine Insel der Neuen Welt als Sitz eines Staates in seiner Idealform, dessen Regierungsform demokratisch ist. In seinem Staatsgebilde bestellt eine Bürgerversammlung ein Wahlkollegium, das seinerseits einen Rat der Weisen und einen Fürsten auf Lebenszeit einsetzt. Allgemeine Schulpflicht und Weiterbildungseinrichtungen für Erwachsene werden eingeführt, Kranken- und Altenfürsorge bestehen als feste staatliche Institutionen. Dies alles basiert auf demokratischer, freiheitlicher Grundlage, einschließlich religiöser Freiheit. Die allgemeine Wehrpflicht wird damit begründet, daß der Staat in der Lage sein muß, befreundeten Ländern im Falle einer Bedrohung durch Tyrannen zu helfen, denn eine Bedrohung anderer Staaten stellt auch eine Bedrohung für Utopia dar. Morus schildert eine weltliche Ordnung, eine Vision nach humanistisch-platonischem Vorbild. Sicher hat Morus auch von Paulus und Augustinus (Vom Gottesstaat) gelernt. Im Gegensatz zu Platon, dem es um die obere Klasse von Menschen ging, ist es sein Hauptanliegen, das Schicksal der arbeitenden Bevölkerung zu gestalten, denen auch die Möglichkeit des Aufstiegs geboten wird. Wie die platonischen Entwürfe basiert Morus auf philosophisch-religiöser Grundlage, auf dem Glauben an eine göttliche, über das irdische Leben hinausreichende Gerechtigkeit. So wird sein Utopia das transatlantische Asyl für die in der alten Welt Bedrängten. Man kann davon ausgehen, daß die frühen Entdecker und späteren Eroberer und Einwanderer nicht nur von den neuen Erdkarten geleitet wurden, sondern auch von Ideen einer neuen Welt mit visionären Gesellschaftsformen.

Doch wurde nicht nur von den eingewanderten Weißen etwas Neues in Angriff genommen; auch schon vor ihnen waren in Amerika fortschrittliche Gesellschaftsformen gebildet worden. Nicht unterschätzt werden sollte die Bedeutung der Konföderation der Irokesenstämme im 16. Jahrhundert. Dieses Bündnis, hervorgegangen aus einer Häuptlingsversammlung, die auf dem Gebiet der mittleren Atlantikregion alle ehemals verfeindeten Stämme befriedet hatte, schuf eine Zone dauerhaften Friedens. Ironie der Geschichte: Dieses Bündnis bot in seiner friedlichen Haltung eine günstige Grundlage auch den Besiedlern gegenüber, die sonst auf feindliche Einwohner getroffen wären. Hinzu kam der wieder auflebende Mythos des Weißen Gottes, der aus dem Osten kommen sollte. Die Ureinwohner Amerikas leben also in der Erwartung kommenden Heils. Die Geschichte der Indianer und der Besiedlung Amerikas hätte sonst mit Sicherheit einen anderen Verlauf genommen. Der Gründervater Benjamin Franklin rettete die Grundgedanken der Vereinigten

Indianischen Nationen hinüber in den Entwurf der amerikanischen Bundesverfassung.

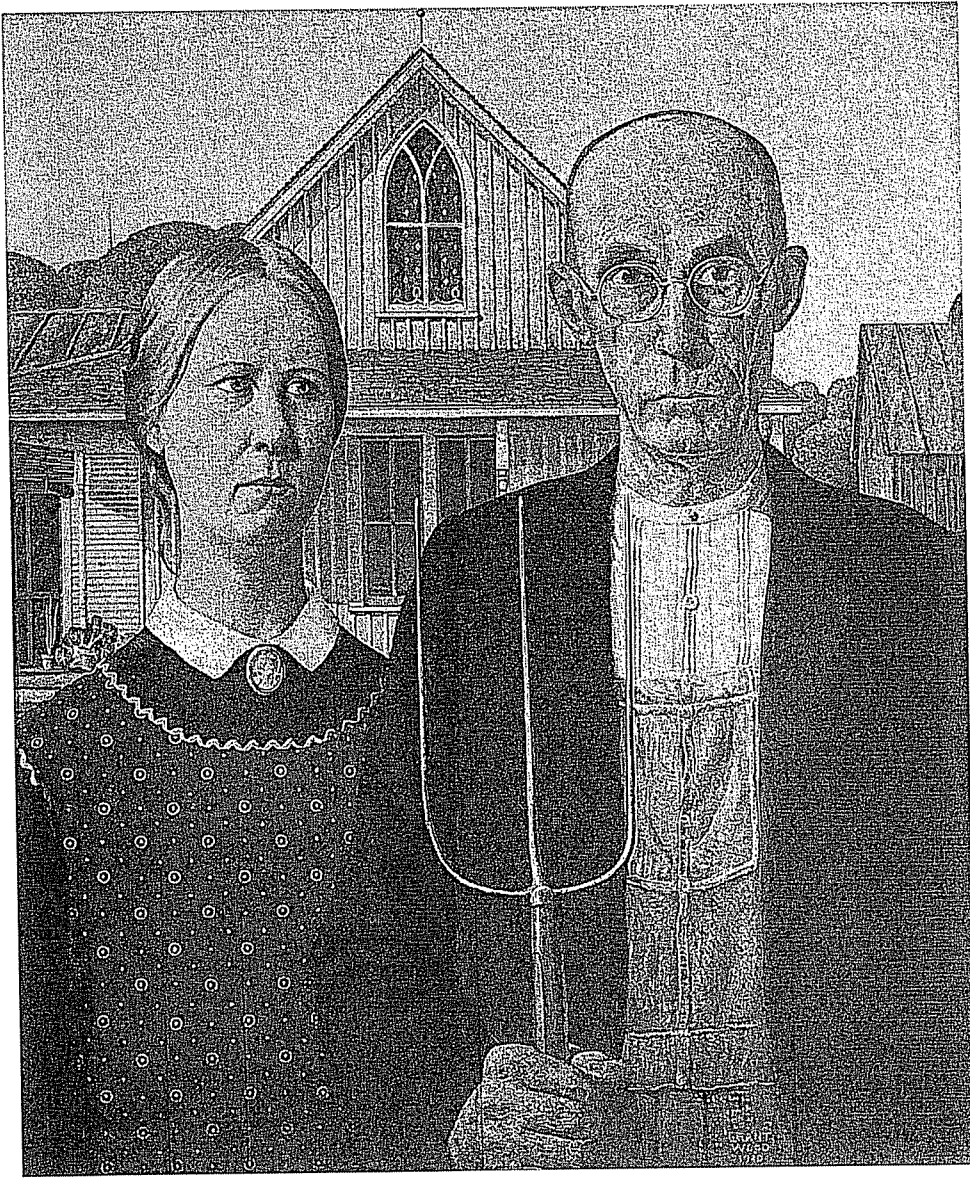
Zwei Hauptströmungen kennzeichnen das weitere geschichtliche Werden Amerikas: 1. die Gründung einer ersten englischen Kolonie in Jamestown, Virginia, 1607, und 2. die Puritaner an der Plymouth Bucht in Massachusetts (Neuengland), 1620. Im 15. und 16. Jahrhundert hatten sich die Konflikte der wirtschaftlich und machtpolitisch führenden Staaten in Europa verschärft. Die Aktivitäten der die Weltmeere beherrschenden Spanier, die durch Eroberung und anschließende Plünderung der Kulturen Süd- und Mittelamerikas der spanischen Krone eine Quelle des Wohlstandes erschlossen, erschütterten durch diese Vormachtstellung das wirtschaftliche und politische Gleichgewicht in Europa. England war bemüht, Spanien diese Stellung zu entringen. Dieser Kampf fand seinen Höhepunkt in der Niederlage der spanischen Armada 1588, was den Niedergang Spaniens und den Aufstieg Englands bedeutete. Besonders kennzeichnet die neue Weltmacht, die relativ spät zum Kampf um die Aufteilung der Neuen Welt antrat, daß sie zwar auch zur Mehrung des Ruhmes der Krone ausgezogen war, ihr Begehren aber auf das dauerhaft Feste richtete, auf den Besitz an Grund und Boden, der zu bewohnen und bewirtschaften sei. »Davon, von der guten Erde, wirksamer als Gold und Waren, sangen die Werbe-Balladen, die in den englischen Dörfern und Städten die Armen und die Mutigen anlockten. Wie der Hungrige nach Brot, so verlangten die Auswanderer nach dem neuen Land. Aber das irdische Brot befriedigt nur, wenn es nach dem himmlischen schmeckt. ... Damit sind wir bei dem zweiten, geistigen Motiv, das sich mit dem ökonomischen innig verbindet. Das Begehren wird vom Traum beflügelt, von der Vision erleuchtet.«⁴

Plantagenwirtschaft in Virginia – Puritaner in Neuengland

In Virginia schufen Mitglieder englischer Adelshäuser einen Feudalstaat mit Plantagenwirtschaft, der sich bald schon der aus Afrika importierten Sklaven und weißer Schuldverpflichteter bediente und damit ein Zweiklassensystem einführte. Die überwiegende Mehrheit waren und blieben Angehörige der anglikanischen Kirche Englands.

Etwas anders verlief die Geschichte im Norden, im heutigen Massachusetts. Kurz gefaßt läßt sich sagen, die hier gelandeten Puritaner (lt. *purus* – rein), Vertreter der reinen biblischen Lehre, waren eine protestantische Dissidentengruppe radikal kongregationalistischer Prägung, die die totale Autorität der katholischen Kirche ablehnte, aber auch die schon erstarrten Formen der ang-

4 Helmut Kuhn in: Amerika – Vision und Wirklichkeit. Beiträge deutscher Forscher zur amerikanischen Literaturgeschichte, Hrg. Franz H. Link, Athenäum Verlag, Frankfurt, 1968, S. 16.



American Gothic von Grant Wood (1928/29)

likanischen Nationalkirche. Wegen ihres religiösen Eifers und der Distanzierung von England waren die Puritaner bald der Verfolgung von seiten der englischen Machthaber ausgesetzt. Unter den schriftlich niedergelegten Gründen, die zur Auswanderung nach Amerika führten, ist für unser Thema das Hauptmotiv von besonderer Bedeutung: Bekehrung der Heiden auf der Welt als eine von Gott gegebene Aufgabe. Ein zweites wesentliches Motiv der Puritaner äußert sich in der Empfehlung Richard Baxters: »Nimm den Gewinn aus deiner Arbeit voll entgegen. Erkenne ihn als Gottes Bestätigung für dich oder als sein Urteil über dich ... Nicht freilich für Zwecke der Fleischeslust und Sünde, wohl aber für Gott dürft ihr arbeiten, um reich zu sein...

Arbeite hart, im Zweifelsfall mit der Hand.«⁵ Hinzu kam, daß die Puritaner sich für das auserwählte Volk Gottes hielten. Sie nannten sich unter anderen Bezeichnungen »das Volk Gottes in Neuengland« und »das Israel in der Wildnis«. Neben einer Reihe von praktischen Ratschlägen folgten sie einer »mönchischen Höchstleistungsethik« (Lauenstein) im *ora et labora* des Benedikt v. Nursia. Lauenstein weist darauf hin, daß sich nach Max Weber der rationale Kapitalismus der westlichen Welt zuerst im Holland des 17. Jahrhunderts, dann in England und schließlich am mächtigsten in Neuengland entwickelte. Erlangung von Wohlstand und Reichtum wurde damit gewissermaßen zu einer religiösen Verpflichtung, während umgekehrt Armut und Not den Makel der Bestrafung für Sünde trug und Zeichen dafür war, daß der Betroffene von Gott verworfen sei. »Wer mit Nordamerikanern zusammenlebt und arbeitet,« empfiehlt Lauenstein, »tut auch heute noch gut daran, die aufgeführten Regeln der Puritaner zu berücksichtigen. Der Puritanismus ist zwar gebrochen, aber er bildet für unzählige Amerikaner noch den gefühlten Hintergrund, vor dem sie sich und andere moralisch messen. Wer den Puritanismus mit dem Herzen versteht, wird auch von den Amerikanern verstanden.«⁶

Von der politischen zur geistigen Unabhängigkeit

So hatten sich in der ersten Zeit der amerikanischen Geschichte bestimmte Grundgedanken herausgebildet, die den Anfang eines Geschichtsbewußtseins darstellen. Die enormen ethnischen, sozialen und konfessionellen Unterschiede zwischen den einzelnen neuen Staaten wurden durch eine Vielzahl grundsätzlicher Vorstellungen überbrückt. Nicht unwesentlich war der Einfluß der Freimaurer. Ein Hauptziel dieser Bruderschaft ist es, Barrieren zwischen den Menschen abzubauen, trennende Unterschiede nach Herkunft, Religion und politischer Anschauung zu überwinden. Die Vorstellung, Menschen in neuen Gemeinwesen zu einem menschenwürdigeren Dasein zu verhelfen, fand natürlich in der Neuen Welt große Resonanz. Im Gegensatz zu Europa gab es keine tradierte Hierarchie einer Obrigkeit in Königshäusern oder Fürstentümern. Die politische Unabhängigkeit war zwar schon 1776 erklärt worden, anerkannt wurde sie allerdings erst nach sieben Jahren Bruderkrieg.

Erst im 19. Jahrhundert folgte dann die kulturelle Loslösung. In Concord bei Boston fand sich ein Menschenkreis zusammen, dessen Persönlichkeiten mit der gleichen Intensität, mit der ihre Zeitgenossen das Wirtschafts- und Staatsleben betrieben, den Aufgaben eines noch nicht eigenständigen Geisteslebens

5 Richard Baxter: Christian Directory, zitiert in: Diether Lauenstein: Das Ich und die Gesellschaft, Verlag Freies Geistesleben, Stuttgart 1974, S. 88.

6 ebd., S. 92.

gerecht werden wollten. Diesen Menschen, zu denen wir Henry David Thoreau, Amos Bronson Alcott und Margret Fuller rechnen, wurde Ralph Waldo Emerson Lehrer und Vorbild.⁷ So konnte ein Zeitgenosse einen Vortrag Emersons aus dem Jahre 1837 »Unsere geistige Unabhängigkeitserklärung« nennen.

Die Kolonisten des 18. Jahrhunderts, einschließlich der Siedler der Virginia-Kolonie, waren damit beschäftigt, Formen des Gemeinwesens zu gründen, die einer Verwaltung bedurften. Diese Aufgabe wurde aus den Reihen der Farmer, Handwerker, Gelehrten delegiert. Noch heute nennt sich die amerikanische Regierung *administration* – Verwaltung. Die neuen Ideen und Grundsätze flossen in den Aufbau des Staates ein. Bei diesem Vorgang standen die Freimaurer Paten. Von den 56 Unterschriften unter der Unabhängigkeitserklärung vom 14. Juli 1776 mit den Idealen: Recht auf Leben, Freiheit und das Streben nach Glück, stammen 53 von Freimaurern. Auch die Verfassung wurde im wesentlichen von Freimaurern ausgearbeitet. George Washington, der erste Präsident Amerikas (1789 – 97) war Meister in einem Logenrat. Es durchzog das Geistesleben der Zeit ein religiöses Empfinden der Heilsbotschaft des »Kommenden Reiches«. Verbreitete Vorstellung war, daß Amerika unter allen Nationen der Welt als Ort der Wiederkunft Christi auserwählt worden sei.⁸ Das »Neue Jerusalem« – Endziel der Menschheitsgeschichte – würde, dem Glauben der Puritaner nach, auch durch harte Arbeit zu erlangen sein.

Novus ordo seclorum – die Neue Weltordnung

Auch heute erregt es keinen Anstoß, wenn man von dem »amerikanischen Israel« oder dem »Neuen Jerusalem« spricht. Der scheidende Präsident Ronald Reagan sprach in seiner Abschiedsrede über das Fernsehen zu Millionen Zuschauern als der »leuchtenden Stadt auf dem Berge«. Gemeint ist die Stadt Jerusalem, »die sich aus dem Himmel herniedersenkt«, ergänzen wir aus der Offenbarung des Johannes 21,11. In Reagan lebte dieser religiös-visionäre Zug, der bestimmend war für seine politischen Entscheidungen. Millionen hörten die Worte ihres Präsidenten, viele, da kann man sicher sein, mit tiefer Ergriffenheit. Bis hinein in den alltäglichen Sprachgebrauch entdeckt man die »Vision« als positiv gefüllten Begriff. Der Satz: »He is a man of vision«, also jemand, der Vision hat (Weitblick, Perspektive), gilt als Lob und Auszeichnung für einen besonders geschätzten Wesenszug.

7 Literaturempfehlung: Ralph Waldo Emerson: Natur, Diogenes Verlag, Zürich 1982. Ralph Waldo Emerson: Essays, Diogenes Verlag, Zürich 1983.

8 Literatur hierzu: Hans-Diedrich Fuhlendorf: Rückkehr zum Paradies oder Erbauen des Neuen Jerusalem? Flensburger Hefte Verlag, Flensburg 1992, S. 218-245.

Am 2. August 1991, dem Jahrestag der Besetzung Kuwaits, erscheint in der Wochenzeitung DIE ZEIT ein Artikel von Theo Sommer: »Schöne neue Welt, bloß ein Traum?« mit dem Untertitel: »Der Golfkrieg sollte eine neue Ordnung hervorbringen. Bisher blieb es bei der alten Unordnung.« George Bush brachte den Begriff der Neuen Weltordnung zum ersten Mal nach langer Zeit wieder in die Politik ein. Theo Sommer zitiert Bush weiter: »Aus diesen bewegten Zeiten kann unser fünftes Ziel hervorgehen: eine neue Weltordnung; eine neue Ära, freier von der Bedrohung durch Terror, stärker bei der Durchsetzung der Gerechtigkeit, sicherer im Streben nach Frieden. Eine Ära, in der die Völker der Welt, Ost und West, Nord und Süd, in Harmonie leben und gedeihen können.« Wie auch immer man derartige Äußerungen beurteilen mag, das Ziel dieser Vision ist zunächst einmal ein durchaus hehres. Das Vertrauen in die Ernsthaftigkeit dieser Aussage scheint weniger ein Problem zu sein als vielmehr die Skepsis gegenüber den Mitteln, mit denen aus dieser Vision Realität gemacht werden soll. Die Reaktionen auf Bushs Vision einer neuen Weltordnung pendelten dementsprechend zwischen ironisierender Abwertung und Furcht. Diese Vision ist so alt wie die U.S.A. selbst. Sie lebt und ist dokumentiert, greifbar nahe sogar. Jeder Amerikaner kann es täglich auf seiner Ein-Dollar-Note nachlesen: Unter dem freimaurerischen Einfluß verratenden Großsiegel der Vereinigten Staaten mit der Pyramide und dem unter einer kleinen Dreiecksspitze im oberen Drittel abgesetzten allsehenden Auge Gottes lesen sie: Novus Ordo Seclorum – Die Neue Weltordnung. Wenige Amerikaner wissen das.

Bush ist in der Wahl seiner Terminologie zurückhaltender geworden. Er denkt an den Wahlkampf und die Häme aus London und Paris, als in Los Angeles ganze Stadtteile im Flammenmeer versanken. Der Zorn und die Verzweiflung schwarzer und weißer Amerikaner über die Rodney-King-Affäre hat Amerika auf ein bescheideneres Maß zurechtgestutzt. Amerika – so hieß es in der Presse, zumal in Amerika selbst – solle erst einmal mit sich ins Reine kommen und vor der eigenen Tür kehren, bevor es sich anschicke, die Welt zu verbessern. Der nationale und persönliche Triumph eines Präsidenten durch den Golfkrieg ist abgeklungen. Dennoch, in diesen Tagen lesen wir: »Bündnisstrategie ist für die Amerikaner nicht in jedem Fall bindend – Pentagon festigt alleinigen Supermacht-Anspruch der U.S.A.« (Ruhr-Nachrichten, 27.05.1992). Kurze Zeit später dementiert Vize-Generalstabschef David E. Jeremiah dieses Pentagon-Papier und nennt es eine »Nachdenkarbeit«. Frühere Pentagon-Strategien hatten den Führungsanspruch der Supermacht weitaus krasser formuliert. Die internationale Kritik an jenen Verlautbarungen führte zu diesem Papier mit einer weit diplomatischeren Formulierung. »Die Präferenz für kollektives Handeln« schließt laut Regierungsbeamten »ein alleiniges Vorgehen nicht aus, wenn die internationale Unterstützung schwach oder

unzureichend sein sollte«. Washington hält daran fest, »das Entstehen feindlicher Mächte in einer wichtigen Region zu verhindern und damit die Barrieren gegen das Wiederauftauchen einer globalen Bedrohung für die Interessen der U.S.A. und seiner Alliierten zu stärken. Gedacht ist dabei an Gegner wie Nordkorea und Iran und die Bedrohung durch moderne Waffen der Dritten Welt.« »Die neue Weltordnung könnte zuerst in Lateinamerika Realität werden«, beschreibt Henry Kissinger »Bushs Vision vom größten Markt der Welt« (Welt am Sonntag, 10.05.1992). Hier schließt sich der Kreis von Utopia und Sendungsbewußtsein.

Amerikaner sein – eine Art Gesinnungsfrage

Jeder Amerikaner ist sich seines ethnischen Hintergrunds bewußt. Familienforschung erlebt immer wieder Renaissance. »Ich bin auch ein Deutscher«, ist eine häufige Reaktion, wenn sich der Gast als Ausländer aus Deutschland vorstellt. Dann kann gemeint sein, ein Großvater, die Mutter oder der Vater kamen einst aus Deutschland. Flugs können dann auch sämtliche Herkunftsländer der Familie aufgelistet werden. Amerikaner sein ist offensichtlich eher so etwas wie eine Gesinnungsfrage. Erstaunlich ist das ungebrochene Verhältnis vieler Amerikaner zu ihrem Land – zu der Idee ihres Landes muß es wohl treffender heißen. Loyalität gegenüber der Gemeinschaft (Schule, Universität, Firma, Nation) wird in anderer Weise anerzogen und gepflegt, als es in Deutschland heute denkbar wäre. Grundsätzliche Systemkritik ist seltener anzutreffen, wohl aber ein gehöriges Maß an Verdrossenheit wegen korrupter Politiker und ein Desinteresse, dem sich zuweilen auch Resignation beimischt. Die Wahlbeteiligung, die bei etwa 50 Prozent liegt, würde hierzulande bereits als mittelschwere Katastrophe eingestuft.

Daß die Realität komplizierter ist, zeigt sich an den Protestbewegungen der Schwarzen (etwa 12 Prozent der Bevölkerung), die nach Martin Luther King wieder stärker auf Abgrenzung zielen, sowie an den Gemeinschaften, die, an ihrer kulturellen Identität und Tradition hängend, jede Integration verweigern: Chinesen, z. T. auch Russen und religiöse Gruppen mitteleuropäischer Herkunft wie die Hutterer, Mennoniten und Amish, die auch heute noch ein Leben wie vor hunderten von Jahren vorziehen.

Es läßt sich immer wieder beobachten, daß sich Amerikaner in aller Regel auf der ganzen Welt zuhause fühlen, abgesehen natürlich von Staaten, in denen antiamerikanische Ressentiments aggressiv zutage treten. Grundsätzlich scheinen viele Amerikaner in den Tiefen ihrer Seelen von dem Gefühl durchdrungen zu sein, Amerika als Repräsentant wahrer Demokratie, wahrer Freiheit könne als Modell segensreich zu gestaltender Zukunft gelten. Diese Beobachtung wird ergänzt durch die merkwürdige Tatsache, daß selbst die

"I AM AN AMERICAN" MY CREED

"I do not choose to be a common man. It is my right to be uncommon – if I can. I seek opportunity – not security. I do not wish to be a kept citizen, humbled and dulled by having the state look after me. I want to take the calculated risk, to dream and to build, to fall and to succeed. I refuse to barter incentive for a dole. I prefer the challenge of life to the guaranteed calm of utopia. **I WILL NOT TRADE FREEDOM FOR BENEFICENCE NOR MY DIGNITY FOR A HAND-OUT.** It is my heritage to think and act for myself, enjoy the benefit of my creations, and to face the world boldly and say, this I have done. All this is what it means to be an American."

— Dean Alfange.

Amerikanisches Glaubensbekenntnis des Liberalen Dean Alfange; er war in den 40er Jahren Kandidat der Demokraten bei den Gouverneurswahlen im Staat New York.

Ärmsten, die Obdachlosen, die Ghettoisierten und aus der Leistungsgesellschaft Ausgestoßenen, nicht in dem Maße das System anklagen, wie man es erwarten könnte. Man kann sie vielleicht als die tragischen Opfer einer notwendigen Individualisierung im Zeitalter des Bewußtseins bezeichnen. Bei aller Vorsicht, die gegenüber jeder Urteilsbildung angeraten ist, läßt sich folgender Gedanke einigermaßen schlüssig ableiten: Amerika hat eine andere Sozialethik. Sie basiert auf radikal verstandenem Individualismus. Die deutsche bzw. europäische Form der Sozialversicherung mit den Säulen in der Kranken-, Arbeitslosen- und Rentenversicherung erweckt auch heute noch in vielen Amerikanern den Eindruck sozialistischer oder gar kommunistischer Reglementierung. Davon kann man sich jederzeit in den Medien, in Diskussionen, Debatten und auch in privaten Gesprächen überzeugen.

Flexibles Denken, schnelles Handeln

Amerikaner neigen dazu, das ist eine erlebbare Tatsache, Vorstellungen, Ideen und Pläne rascher in die Tat umzusetzen. Die Kluft zwischen einem Gedanken und der Ausführung ist auf oftmals wohltuende Weise kurz. Das hat viele

Vorteile. Mag auch manche Handlung zu schnell erfolgt sein: Kann sie sich nicht bewähren, ist man um eine Erfahrung reicher und schreitet zur nächsten Handlung. Diese Erfahrung kann man in Amerika im täglichen Leben sowie im Ganzen der Wirtschaft und Politik vielfältig machen. Der in dieser Beziehung eher zurückhaltende Mitteleuropäer mag in der Zwischenzeit drei oder mehr denkbare Konsequenzen in immer neuen Nuancen debattiert haben und erst einmal gar nicht handeln. Es soll bei dieser Beschreibung von Verhaltensmustern nicht darum gehen, jeweilige Extremformen zu verurteilen. Sicherlich wäre eine Begegnung in der Mitte ein Schritt zu einem gegenseitigen Lernprozeß.

Jeder, der Amerika bereist hat und von seinen Erfahrungen berichtet, steht vor einem großen Dilemma. Den negativen Erfahrungen, Beobachtungen und Eindrücken stehen positive gegenüber; sie zeigen das Doppelantlitz Amerikas. Sie zu einem Bild zusammenzuschweißen, ist höchst schwierig. Beide Seiten müssen in der Seele des Fremden einen berechtigten Platz haben. Die Spannung wird erträglicher, wenn man die tieferen Impulse sucht, die sich in den Kontrasten zeigen. Auf der Palette der positiven Bilanz werden immer wieder bewundert die erstaunliche Großzügigkeit, die ausgesprochen herzliche Gastfreundschaft, die enorme Flexibilität im Denken und Handeln, die Offenheit gegenüber Andersdenkenden, die Frische und jugendliche Kraft, die Mobilität und die Fähigkeit, neue Erfahrungen in die gewohnten Bahnen des Lebens einzubauen. Diese Qualitäten, die der Gast oder Besucher als ungewohnte Erfahrungen mit nach Hause nimmt, sind ein Teil der Neuen Welt. Sie werden tragischerweise oft als Klischees abgetan und in ihrem Wert nicht hoch genug geschätzt.

Hartnäckig dagegen halten sich Meinungen. Eine, die die Problematik deutlich machen kann, liegt darin, in der Beurteilung der anderen von seinen eigenen Unzulänglichkeiten abzulenken und zu meinen, man könne in Amerika kaum wahre Freunde gewinnen. Vielfältige tiefe menschliche Begegnungen, die zu dauerhaften transatlantischen Freundschaften heranreifen, lassen sich dem entgegenhalten. Sie verweisen diese Meinung auch zurück auf die Persönlichkeit desjenigen, der sie vertritt.

Zur Rolle Amerikas in der Welt

Hat die UNO versagt? Was kann die internationale Völkergemeinschaft gegen die furchtbaren Ereignisse im Balkan-Krieg bewirken? Wir erinnern uns: In den Tagen der wiederholten UN-Resolutionen für den Irak blickte die Weltgemeinschaft gespannt auf *einen* Mann, den Amerikaner George Bush. Der sich seiner vermeintlichen Rolle als Sprecher eben dieser Gemeinschaft bewußte Präsident verkündete: »Die Welt kann nicht länger warten« und löste damit

einen Krieg gegen »das Reich des Bösen« aus, der von den Alliierten mitgeführt und von Deutschland wesentlich mitfinanziert wurde.

Die Vision von der Rolle Amerikas als vorherrschender Macht wird nicht nur von Amerika aus propagiert. Auch hierzulande, und das nicht erst seit der offenkundigen Hilflosigkeit gegenüber der grausamen Selbstzerfleischung zahlreicher Länder in Afrika, Südamerika, dem zerfallenden Sowjetreich und auf dem Balkan, mehrten sich die Stimmen, die die Vorherrschaft der U.S.A. postulieren. Eine Hoffnung liegt zugrunde: Es könnten die turbulenten Staaten der Erde eine Entwicklungsmöglichkeit bekommen, die ihnen ohne diese Intervention in immer stärker werdenden Zersplitterungen und ethnischen Säuberungen, aufflammendem Rassismus, Haß und Gewalt nicht möglich sein würde. Schon tauchen Begriffe auf, die uns nahelegen, daß dieses Jahrhundert das amerikanische sei.⁹ Wir erinnern uns in diesem Zusammenhang an den Artikel von Helmut Schmidt vom 25.02.1983 mit dem Titel: »Die Weltwirtschaft ist unser Schicksal«; Untertitel: »Was nottut ist eine amerikanische Führung«. Es soll an dieser Stelle jedoch nicht inhaltlich auf diesen Artikel eingegangen werden.

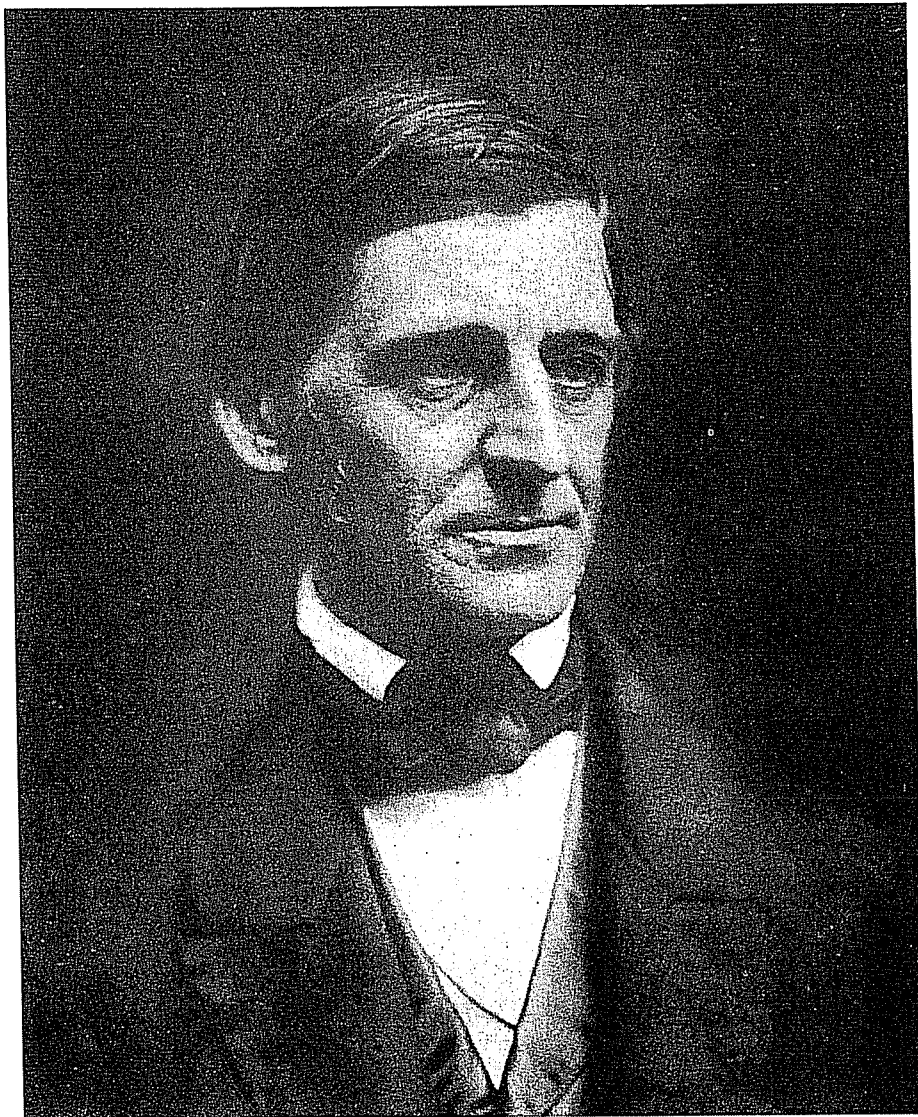
Die amerikanische Wirklichkeit im eigenen Land prallt hart auf eine Vision: auf die Vision einer besseren Welt – eine Vision, die Gefahren in sich birgt und religiösen Fanatismus, wirtschaftliches Machtstreben gemischt mit apokalyptischen Endzeitvorstellungen oder die Heilsbotschaft eines Paradieses auf Erden enthält. Kann diese Vision, zu deren Sprecher sich Amerika berufen fühlt, in ihrer wahren Gestalt heilsam die Welt verändern? Weltweit brechen sich kulturelle und nationale Identitäten Bahn. Es ist fraglich, ob durch eine Klammer des Nützlichkeitsprinzips im Sinne eines Wiederauflebens des universalrömischen Geistes ein äußerer Friedensrahmen gegeben werden kann. Verständlich ist es, wenn zahlreiche Zeitgenossen diesem drängenden universellen Impuls innerlich nachzugeben geneigt sind und diese Rolle den U.S.A. zeitlich begrenzt zusprechen würden. Zu gewaltig sind die Probleme unvorstellbaren Elends von Millionen Flüchtlingen, nicht erst seit der Katastrophe am Balkan, der Hunger in Afrika, die Selbstzerfleischung ganzer Völker. Groß ist die Ohnmacht der internationalen Völkergemeinschaft.

Aber weder Wirtschaftssysteme oder visionäre Vorstellungen einer besseren Welt noch kulturelle Entwicklungen lassen sich übertragen. Zu vielgestaltig sind die Länder dieser Welt in ihren jeweiligen Impulsen und Eigenarten. Sie verweigern sich dem Versuch, durch ein wie auch immer geartetes Gremium geregelt zu werden, das sich in die Rolle gedrängt fühlt, als Exekutivgewalt aufzutreten, weil ein zwingender Handlungsbedarf nicht nur für die nationalen Interessen gesehen wird. Können wir Amerika vorhalten, daß es

9 Dieter Kronzucker / Klaus Emmerich: Das amerikanische Jahrhundert, Econ Verlag, Düsseldorf 1989.

mächtiger und stärker ist und seinen Idealen gerecht werden will? Wir tun nicht gut daran, den U.S.A. vorzuwerfen, daß sie notfalls auch gewillt sind, alleine vorzugehen. Doch nur in dem Maße, wie Amerika in seiner kulturellen Größe für Impulse Vorbild sein kann, die in anderen Völkern auch leben, würde es diese Rolle erfüllen können. Die wahren Schätze seiner geistigen Gestalt liegen noch verborgen. Amerika geht den Weg durch den Materialismus konsequent und selbstbewußt.

Halten wir abschließend fest: Amerika gestaltet mehr als irgendeine andere Macht die Geschicke der Menschheit. Amerika scheint einem inneren Gesetz zu folgen, das zur Handlung drängt. Dazu braucht es Partner. Die zugrundeliegenden Visionen und Ideale sind nicht ein Gut, auf das Amerika einen Alleinanspruch anmelden kann. Insoweit sie Menschheitsideale sind, könnten sie alle verbinden, die an einer positiven Wende in der Entwicklung der Menschheit arbeiten wollen.



Der »amerikanische Goethe«, Ralph Waldo Emerson (1803 – 1882)

Ralph W. Emerson: Selbstvertrauen

Ralph Waldo Emerson (1803 – 1882), Philosoph und Dichter, wird gern der »amerikanische Goethe« genannt. In seiner Erstlingsschrift »Nature« knüpfte er an die deutsche Philosophie des Idealismus an und sah den Menschen in unmittelbarer Beziehung zu Gott und zur Natur – im Gegensatz zu Weltanschauungen, die sich nur auf Überlieferung gründen. In allen Menschen entdeckte er – unabhängig von ihrer Herkunft – die gleichen geistigen und sittlichen Anlagen, ja, den Keim des Genies, der zur Entwicklung nur günstiger Umstände bedürfe. In seiner berühmt gewordenen Ansprache in Harvard: »The American Scholar« (1837) forderte er die kulturelle Unabhängigkeit Amerikas und wies auf die Notwendigkeit hin, in Amerika kulturell schöpferisch zu werden. Über Emersons Essays schrieb Herman Grimm in seinem Nachruf: »Emersons Lehre ist die von der Souveränität der Persönlichkeit. Zu erkennen, wofür ein junger Mensch gut sei, und ihn rücksichtslos für den Weg, den er einschlagen will, auszurüsten, ist die große Pflicht, auf die er hinweist. Emersons Essays sind im Hinblick auf dieses Ziel geschrieben. Er will die Menschen unabhängig machen. Er entfaltet vor den Augen des Idealisten die großartigen Erfolge der realen Tätigkeit und breitet vor den Blicken des Realisten die Hoheit der idealen Gedankenarbeit aus.« – Der nachfolgende Textabschnitt ist Emersons Essay »Selbstvertrauen« entnommen, in der Übersetzung von Harald Kiczka, erschienen in dem Diogenes-Taschenbuch »Emerson: Essays«. Der Nachruf von Herman Grimm findet sich in dem Diogenes-Taschenbuch »Emerson: Natur«.

Red.

»...Und wahrlich, es muß etwas Gottähnliches in dem sein, der die allgemeinen Motive der Menschheit abgeworfen hat und es gewagt hat, sich selbst als dem eigenen Aufseher zu vertrauen. Groß sei sein Herz, treu sein Wille, klar sein Blick, daß er mit rechtem Ernste sich selbst Lehre, Gesellschaft, Gesetz sei, daß ein einfacher Vorsatz für ihn so stark sein möge, wie es die eiserne Notwendigkeit für Andere ist.

Wenn jemand die gegenwärtigen Zustände dessen betrachtet, was man vorzugsweise die *Gesellschaft* nennt, so wird er die Notwendigkeit dieser Ethik einsehen. Stärke und Mut des Menschen scheinen aus ihm herausgezogen zu sein, und wir sind furchtsame, kleinmütige Winseler geworden. Wir haben Angst vor der Wahrheit, Angst vor dem Schicksal, Angst vor dem Tod und Angst voreinander. Unser Zeitalter schenkt uns keine großen und vollkommenen Menschen. Wir brauchen Männer und Frauen, die das Leben und die sozialen Zustände erneuern, doch sehen wir, daß die meisten Menschen unfähig sind, ihre eigenen Bedürfnisse zu befriedigen, daß sie einen Ehrgeiz ha-

ben, der bei weitem ihre praktischen Kräfte übersteigt, und daß sie Tag und Nacht ohne Unterlaß sich krümmen und betteln. Unsere Haushaltung ist bettelhaft, unsere Künste, unsere Beschäftigungen, unsere Ehen, unsere Religion haben nicht wir selbst gewählt, sondern die Gesellschaft hat sie für uns gewählt. Wir sind Salonsoldaten. Wir scheuen den rauhen Schicksalskampf, in dem Stärke geboren wird.

Mißglücken unseren jungen Leuten ihre ersten Unternehmungen, verlieren sie allen Mut. Wenn der junge Kaufmann versagt, wird gesagt, er ist *ruiniert*. Wenn das größte Genie an einer unserer Hochschulen studiert und nicht innerhalb eines Jahres nach seinem Studium in Boston, New York oder deren Randgebieten in ein Amt eingesetzt wird, scheint es seinen Freunden und ihm selbst, daß er sich zu Recht entmutigt fühlt und den Rest seines Lebens mit Klagen verbringt. Ein stämmiger Bursche aus New Hampshire oder Vermont, der sich nacheinander in allen Berufen versucht, *sich zusammentut mit anderen, das Land bestellt, hausieren geht*, eine Schule leitet, predigt, eine Zeitung herausgibt, in den Kongreß geht, ein Anwesen erwirbt, und so weiter in nachfolgenden Jahren, und der immer wie eine Katze auf die Füße fällt, ist hundert von diesen Stadtpuppen wert. Er hält Schritt mit seinen Tagen und schämt sich nicht, keinen ›Beruf erlernt zu haben‹, denn er schiebt sein Leben nicht auf, sondern lebt bereits. Er hat nicht nur eine, sondern hundert gute Aussichten. Laß einen Stoiker die Möglichkeiten des Menschen aufzeigen und ihnen sagen, daß sie keine schiefen Weiden sind, sondern sich loslösen können und müssen; daß mit der Übung im Selbstvertrauen neue Kräfte erscheinen werden; daß der Mensch das fleischgewordene Wort ist, geboren, den Völkern das Heil zu bringen, daß er sich unseres Mitleids schämen sollte und daß wir ihn in dem Augenblick, wo er aus sich selbst handelt und Gesetze, Bücher, Götzendienst und Gebräuche zum Fenster hinauswirft, nicht mehr bemitleiden, sondern ihm danken und ihn verehren, und jener Lehrer wird das Leben des Menschen wieder zur Herrlichkeit führen und seinen Namen aller Geschichte teuer machen.

Es läßt sich leicht einsehen, daß ein größeres Selbstvertrauen eine Revolution in allen Tätigkeiten und Beziehungen der Menschen bewirken muß; in ihrer Religion, in ihrer Erziehung, in allem Streben, ihren Lebensweisen, ihren Verbindungen, in ihren Eigentumsverhältnissen, in ihren spekulativen Ansichten. (...)«

Elisabeth Nettels /
Thomas Voß

Amerikanische Impressionen

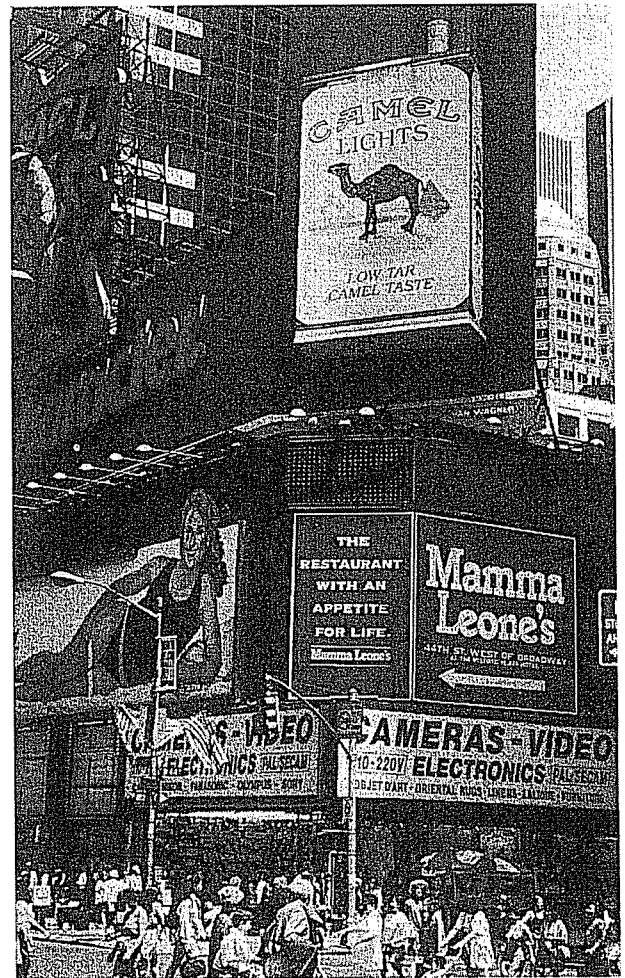
*»Amerika kennenzulernen
heißt, sich selber kennenzuler-
nen. Amerika verstehen heißt,
das 20. Jahrhundert
verstehen.«¹*

Erste Eindrücke

New York, Manhattan: Wir tau-
chen ein in die engen Stra-
ßenschluchten und lassen uns
vom dichten Rush-hour-Ge-
dränge der Großstadt-Metropo-
le treiben. Längst bekannte Bil-
der zeigen sich in ihrer Unmit-
telbarkeit, Größe und Häufig-
keit und lassen europäische Fra-
gen zunächst einmal ganz in den
Hintergrund treten; staunendes Wahrnehmen tritt an ihre Stelle: Überdimen-
sionale Coca-Cola- und Burger-Reklame; zahllose Hot-Dog-Stände; himmel-
stürmende Hochhäuser mit spiegelnden Fassaden und zwischen ihnen in den
Straßenschluchten geschäftig eilende, baseballmützen-tragende New Yor-
ker...

Spätestens nach drei Tagen stieg in uns durch diese allgegenwärtigen Bilder
die Frage auf, ob es eigentlich auch in unserer eigenen Kultur derart prägende
Bilder und Identifikationssymbole gibt.

Weniger unsere eigenen Überlegungen als vielmehr die Gespräche mit
Amerikanern führten uns sehr schnell zu Trachten, Burgen, Oktoberfest, Bier-
krügen, Schwarzwalduhren: Ausdrucksweisen süddeutsch-gemüthafter Tra-
ditionspflege. Daneben wurden als typisch deutsch empfundene Tugenden



*Großstädte in den Vereinigten Staaten: Eine Welt
der Bilder und Reklame*

1 W. Peters, *The Existential Runner. Über die Demokratie*. Eggingen 1992, S. 11.

immer wieder genannt: Pflichtbewußtsein, Gründlichkeit, Ordnungsliebe, aber auch deren Kehrseiten, nämlich schulmeisterliches Auftreten, Hang zum grüblerischen Zer-Denken und ein stark auf das Beweisen-Wollen ausgerichtetes, oft ausuferndes Argumentieren.

Unsere weitere Reise, die uns durch die Südstaaten bis nach New Orleans und von dort aus nach New Mexico und schließlich nach Kalifornien führte, wurde bestimmt von vielfältigen Begegnungen mit amerikanischen Freunden; durch welche sich in den anfangs assoziativ erlebten Eindrücken zwei die amerikanische Kultur prägende Wesensmerkmale zeigten: das Ausgerichtetsein auf Bilder und das willensbetonte Handeln.

Bilderkultur

Der in Amerika erfahrene Bilderreichtum (Reklametafeln stehen dichtgedrängt an jedem Highway, permanent laufen Videos in Einkaufszentren, 40 Fernsehkanäle arbeiten rund um die Uhr) wirkte häufig verwirrend, nicht selten aufdringlich und aggressiv. Uns wurde aber auch bald klar, daß eine



Wie ein Tornado entsteht: Anschauliches Lernen im Exploratorium in San Francisco

Kritik, die bei den zerstörerischen Wirkungen der Bilderüberflutung stehenbleibt, sich den Blick verstellt dafür, daß die Amerikaner auf anderen Gebieten schöpferische Qualitäten im Umgang mit Bildern erkennen lassen. So hat uns immer wieder begeistert, mit welcher spielerischen Leichtigkeit sie es verstehen, komplizierte Sachverhalte und Zusammenhänge einfach, anschaulich, aber auch wesentlich darzustellen. Dies konnten wir besonders schön in verschiedenen Museen erleben. So bietet das Exploratorium in San Francisco die Möglichkeit, physikalische und chemische Zusammenhänge durch Gegenstände zum Anfassen und durch eigene Experimente zu begreifen.

Lebendige Geschäftigkeit herrscht in der großen Ausstellungshalle. Begeistert rennen zwei Kinder um eine aufsteigende Rauchsäule herum

und erleben, wie durch den sich bildenden Luftwirbel ein kleiner Tornado entsteht. Gleich daneben steuert ein Mädchen vorsichtig einen Ventilator, der in einer Sandlandschaft steht, in verschiedene Richtungen: Berge türmen sich auf, andere werden abgetragen, Schluchten und Ebenen bilden sich immer neu durch die Kraft des Windes.

Im Weltraum-Museum in Washington wird der Besucher nicht durch ausführlich erklärende Informationstafeln belehrt, sondern durch einfallsreiche, gefühlsmäßig ansprechende audiovisuelle Mittel in die Vielfalt der Weltraumforschung (Relativitätstheorie, Planetenkunde, Raumflugtechnik) eingeführt.

Dies sind nur zwei beispielhafte Situationen von vielen, in denen wir erfahren konnten, wie sehr man durch recht verstandene Anschaulichkeit innerlich in Bewegung gebracht, zum Tun angeregt und darüber hinaus auch zu einem ersten Verstehen geführt werden kann.

Bewegungskultur

Wie sehr durchzieht doch das Element der Bewegung das ganze amerikanische Leben: Schnelles Vorstoßen vom Gedanken zur Tat, aber auch häufige Berufs- und Wohnungswechsel, Mobilität durch ein gut ausgebautes Verkehrsnetz für Flugzeug und Auto, Jogging! »Die Beliebtheit des Joggens, seine Allgegenwart im amerikanischen Straßenbild ... spricht einen amerikanischen Urinstinkt an: to run, nicht weglaufen, sondern vorwärtspressen. Das heutige Joggen könnte der letzte Rest ... der großen amerikanischen Bewegung sein: das Immer-Weiter-Vordringen gegen die sich nach Westen verschiebende Grenze, das mit dem Erreichen des Ozeans zwar seine physische Beendigung gefunden, nicht aber den amerikanischen Geist zur Ruhe gebracht hat, der immer in Bewegung auf der Suche nach neuen Ufern ist.«²

Auffällig ist, daß sich kein Volk so klar und selbstbewußt zu Unrast und Unbeständigkeit als positiven Werten bekennt wie die Amerikaner. Was bei uns Deutschen als Unzuverlässigkeit und Oberflächlichkeit gilt, offenbarte sich uns bei genauem Hinschauen häufig als Mut zu Neuem, Bereitschaft zum Wagnis und willensbetonter Initiativkraft.

So begegneten uns immer wieder Menschen, deren derzeitige Berufstätigkeit auffallend wenig mit ihrer ursprünglichen Ausbildung zu tun hatte. Nicht die Vergangenheit eines Menschen oder seine Herkunft und Sprache sind ausschlaggebend für den Erfolg im Beruf, sondern die Bereitschaft, eine Aufgabe geistesgegenwärtig mit Entschlossenheit zu ergreifen.

Daß dieses starke In-Bewegung-Sein Ausdruck einer menschlichen Qualität sein kann, erkannte schon Alexis de Tocqueville in der ersten Hälfte des 19.

2 W. Peters, a.a.O., S. 72.



Sichtbares Zeichen der Bewegungsfreude und Ausdruck der Schnellebigkeit: Mobilhomes

Jahrhunderts: »Der Amerikaner hat keine Zeit, sich an etwas zu hängen, er ist nur an Veränderung gewöhnt und sieht sie am Ende als den natürlichen Zustand des Menschen ... Er liebt sie, denn Unsicherheit verursacht ihm keine Probleme, sondern ist die Quelle wunderbarer Entwicklungen.«³

Ein sichtbares Zeichen für die Bewegungsfreude der Amerikaner sind die zahlreichen »mobile homes«, denen man auf Tiefladern auf den Highways begegnet: Millionen Menschen ziehen jedes Jahr innerhalb der Vereinigten Staaten um für einen besseren Job, eine schönere Umgebung, ein besseres Schulsystem. Heimat ist angenehm, Fortschritt ist wichtiger! Ein Aspekt von amerikanischer Beweglichkeit hat uns ganz besonders beeindruckt: Die Fähigkeit, unbefangen und ohne Umschweife eine als richtig erkannte Idee erfolgreich in die Tat umzusetzen. Unglaublich viele soziale, kulturelle, pädagogische Projekte basieren auf der freiwilligen Privatinitiative einzelner Menschen und kleiner unabhängiger Gruppen. So staunten wir beispielsweise über ein großzügig angelegtes und nach ökologischen Gesichtspunkten gestaltetes Jugend- und Freizeitlager in New Orleans: Es war aus der beherzten Initiative einiger weniger Eltern heraus entstanden. Welch ein Gegensatz zu den in der ehemaligen Sowjetunion erlebten eintönigen, auf Staatskosten entstandenen, halb-militärisch ausgerichteten Pionierlagern!

Nicht weniger beeindruckend sind die vielen auf freiwilliger Basis arbeitenden und gut funktionierenden Hilfs- und Sozialdienste wie z. B. die Suppen-

³ A. de Tocqueville, *Journey to America*, zit. nach Peters, a.a.O., S. 73.

küchen, die gerade in Zeiten wie der momentanen Rezession eine lebenswichtige Stütze für viele Arme und Obdachlose bieten.

Streben nach Freiheit

Die hier beschriebene Initiativekraft als besondere amerikanische Fähigkeit ergibt sich nicht zuletzt aus einem starken Bedürfnis nach individuellem Handlungsfreiraum. Peters spricht in diesem Zusammenhang vom »rebellischen Instinkt der Amerikaner, ihrer scharfen Wachsamkeit und aktiven Widerborstigkeit gegen die Ausweitung staatlicher Machtbefugnisse und Einflußbereiche«.⁴ Diesen Tatbestand thematisiert auch der derzeitige Bestseller des Journalisten der Washington Post E. J. Dionne: »Why the Americans hate politics«.⁵

Widergespiegelt wird das Streben nach individuellem Handlungsfreiraum auch durch das besondere Verhältnis von Staat und Individuum, welches sich von Mittel- und Osteuropa fundamental unterscheidet. Während in Amerika durch die große Zurückhaltung des Staates in wirtschaftlichen und kulturellen Bereichen, ja sogar das Herausziehen aus der Verantwortlichkeit in der Sozialgesetzgebung die Initiativekraft des einzelnen und seine Wachsamkeit geradezu herausgefordert werden, schlafen in Mittel- und insbesondere in Osteuropa durch zu viel Staatseinfluß die Impulse zum selbstverantwortlichen Tun häufig genug ein.

Gerade an dieser Stelle empfanden wir den Zwiespalt, in dem man als europäischer Betrachter der amerikanischen Verhältnisse häufig steht, besonders stark. Auf der einen Seite beeindruckte uns die impulsierende Kraft, die durch die freilassende Haltung des Staates möglich wird, auf der anderen Seite wurde dieser Eindruck immer wieder relativiert durch die Erbarmungslosigkeit, mit der das viel zu grobmaschige soziale Netz Millionen von Menschen an den Rand ihrer Existenz drängt. Es ist hierbei nicht uninteressant zu erwähnen, daß Menschen sogar in solch ausweglosen Situationen nicht den Staat, sondern sich selbst für ihr Unglück verantwortlich machen. Darüber hinaus darf nicht übersehen werden, daß zahlreiche ethnische Gruppen (u.a. Indianer, Puertoricaner, Philippinos und große Teile der schwarzen Bevölkerung), deren kultureller Identität der willensbetonte Zugriff auf die Natur und das Leben weitgehend fremd ist, im Konkurrenzkampf mit dem vorwärtsdrängenden Aktivismus der WASPs (White Anglo-Saxon Protestants) hoffnungslos unterliegen müssen.

Aber gerade die Situation der auf sich gestellten Menschen in Amerika, die Chancen bietet, aber auch Gefahren beinhaltet, macht einen zentralen Kon-

4 W. Peters, a.a.O., S. XVII.

5 E.J. Dionne, *Why the Americans hate politics*, New York 1991.

flikt der modernen Industriegesellschaft deutlich: die Schwierigkeit, das Verhältnis zwischen Individuum und Gemeinschaft bzw. Staat für alle zufriedenstellend zu bestimmen. Hier kann die Frage entstehen, inwiefern durch das amerikanische Selbstverständnis, welches sich ganz wesentlich durch die Freiheit des einzelnen und die weitgehende Abwesenheit staatlichen Einflusses auszeichnet, mehr Zukunftsimpulse freigesetzt werden können als durch das beharrliche Rufen nach einer stärkeren Verantwortlichkeit des Staates.

Der »Zeitdiagnostiker« Matthias Horx geht sogar so weit, von einem gewissen Ende des Wohlfahrtssystems wie z. B. in Schweden oder der Bundesrepublik, in dem »man alles tun und sagen, aber nichts bewegen kann«⁶, zu sprechen. Dagegen setzt er »die Chiffre ›New York‹ für die vitalen Tugenden des Individuums, für eine grelle, individualisierte Welt, in der man als Graffiti-Künstler über Nacht zu Weltruhm kommen [kann], die einen mit ihrer darwinistischen Härte dazu [zwingt], für sich selbst verantwortlich zu sein, und die vor allem eines [ist]: radikal ehrlich«.⁷

Scheu vor zuviel Denken

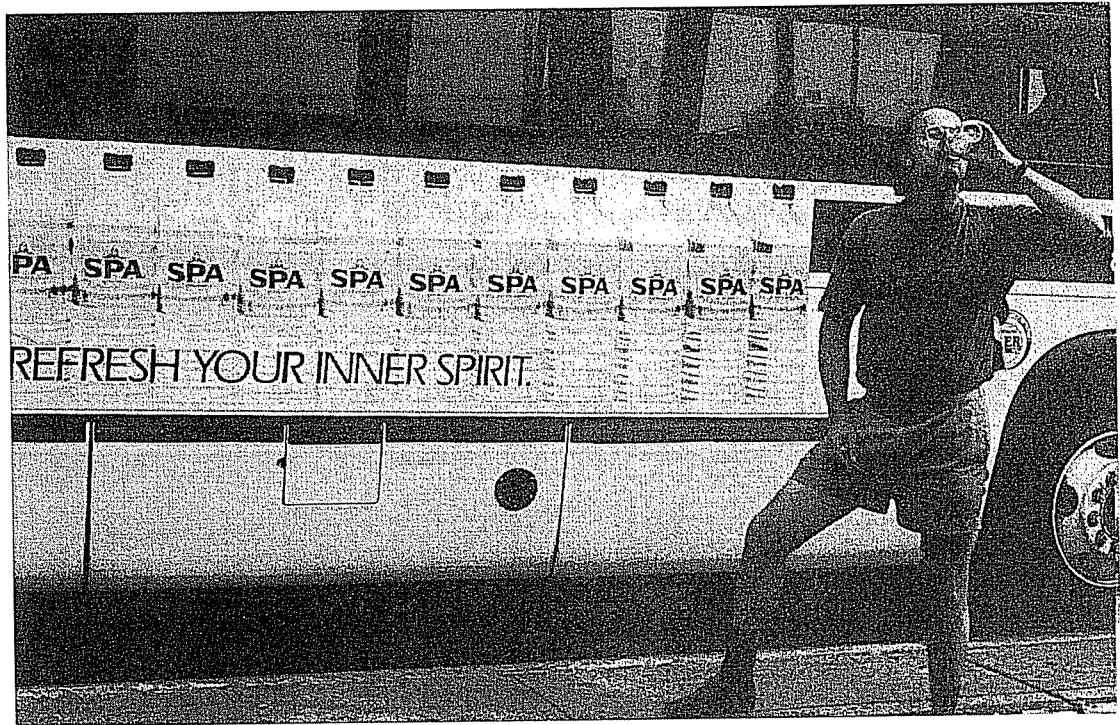
Das lebendige und vielseitige Umgehen mit Bildern, das Vorwärtsdrängen und Durchstoßenwollen zu neuen Ufern, die Fähigkeit, Ideen, Ziele und Wünsche unmittelbar in die Tat umzusetzen, all dies konnten wir in vielen Situationen und Begegnungen als positive und fruchtbare Impulse beobachten. In einer sich immer weiter und rasanter ausbreitenden gesellschaftlichen Erscheinung jedoch, nämlich der Suche nach Spiritualität – häufig werden ihre verschiedenen Ausformungen unter dem Begriff »New Age« zusammengefaßt – offenbarten sich uns deutlich die fragwürdigen Seiten dieser oben beschriebenen Eigenschaften.⁸

Ein junges New Yorker Rechtsanwalts-Ehepaar, bei dem wir untergebracht waren, und das mit großem Engagement und Arbeitseinsatz seinen Beruf ausübte, eilte nach einer anstrengenden Arbeitswoche schnurstracks zu einem einige hundert Kilometer entfernt stattfindenden New-Age-Seminar: »Bewußtseinserweiterung und Entspannung durch prähistorisches Schamantentrommeln« war Thema des Workshops. Zurückgekehrt von ihrem Entspannungswochenende, schienen uns unsere ansonsten sehr gesprächigen und aktiven Gastgeber ungewöhnlich wortkarg und ermüdet. Auf unsere Fragen nach ihren Erlebnissen antworteten sie merkwürdig diffus. Zwar war das Wochenende »großartig« gewesen, geprägt von »guten Gefühlen, Vibra-

6 M. Horx, Das Wörterbuch der 90er Jahre. Ein Gesellschaftspanorama. Hamburg 1991, S. 47 f.

7 Horx, a.a.O., S.47/48.

8 Zur Vertiefung der New-Age-Bewegung s. F. Vogt, in: »Erziehungskunst« 4/91.



Good Vibrations: Spiritualität wird als Konsumartikel vermarktet

tionen, Harmonie«, aber ihre eigentlichen Absichten und inneren Veränderungen zu beschreiben und damit bewußt zu machen, bereitete ihnen sichtlich Unbehagen. Schon bald verstummte das Gespräch, und wie erleichtert setzten die beiden den CD-Player in Gang: Schamanentrommelklänge ließen unsere Gastgeber in wohliges Träumen versinken.

An diesem Beispiel, das ganz am Anfang unserer Reise stand, zeigten sich uns einige charakteristische Züge der New-Age-Bewegung, die in den folgenden Wochen noch pointierter hervortraten: In vielen Menschen ist ein deutliches Verlangen spürbar, sich stärker mit geistigen Inhalten zu beschäftigen; die »Bewegung auf der Suche nach neuen Ufern«⁹ richtet sich immer häufiger nach innen. Dieses Verlangen kann unverzüglich und ohne merkliche Störung des normalen Arbeitslebens schnell und – so jedenfalls die Hoffnung – effektiv befriedigt werden: Ein überwältigend großes Angebot an Workshops, Wochenendseminaren, Kursen, Therapien steht jedem zur Verfügung, der bereit und in der Lage ist, sich seine Bewußtseinserweiterung eine Menge Geld kosten zu lassen. Der Weg nach innen führt nicht zur Bewußtseinsklarheit, sondern wird aus einem fast kindlichen Harmonie- und Gemeinschaftsbedürfnis heraus beschritten und findet häufig seinen Abschluß in einem diffusen und doch befriedigenden Gefühl, in dem »jegliche Individualität sich in ein universales und ungeteiltes Einssein auflöst.«¹⁰ Aus einer Zusammen-

⁹ W. Peters, a.a.O., S. 72.

schau dieser Beobachtungen wird deutlich, daß hier eine Willenskraft, die etwas in Bewegung setzen und verändern will, für andere Zwecke benutzt und in rückwärtsgewandte Bahnen abgelenkt wird.

Statt zu einem wirklich verwandelten Bewußtsein durchzustoßen, erschöpft sich die Bewegungskraft oft in einer ruhelosen Suche nach immer Neuem oder wendet sich gar zurück und verbindet sich beispielsweise mit alten fernöstlichen Weisheitslehren. Das immer größer werdende Therapie- und Kursangebot auf dem spirituellen Sektor schafft dabei statt einer konsequenten Orientierung durch seine Unverbindlichkeit und Austauschbarkeit eher Orientierungslosigkeit.

Hinzu kommt, daß entgegen dem Anspruch, einen tiefgreifenden Wertewandel herbeizuführen¹¹, die politischen und besonders die wirtschaftlichen Machtstrukturen unangetastet bleiben, ja geradezu stabilisiert werden. Die Suche nach einem neuen Weltbild verläuft im Grunde genommen ganz in den Bahnen der kommerzialisierten Industriegesellschaft: Spiritualität wird als Konsumartikel angepriesen und vermarktet; als Ware ist sie schnell und jederzeit verfügbar; wie am Fast-food-Stand kann sie im Workshop gleichsam im Vorbeigehen und ohne viel Gedankenanstrengung erkaufte werden.

Die New-Age-Kultur tut keinem weh. Sie »verändert die Welt nicht, sie macht nur das Leben angenehmer, so wie Alkohol, Sport, Sonnenschein, Geld und Sex«. ¹²

Die als Ideal hingestellte Ganzheitlichkeit bleibt insofern unvollkommen, als durch die starke Hinwendung zu psychischen und körperlichen Therapien und Übungen der Bereich des Denkens vernachlässigt oder gar ausgespart bleibt und somit die angestrebten Verwandlungsprozesse nicht mit Bewußtsein durchdrungen werden. »Es gibt in Amerika starke religiöse Bewegungen ... Sie haben aber eine Abneigung, zu stark ins Denken zu kommen, als wenn sie eine instinktive Furcht hätten, daß sich dann leicht Anerkennung in negative Kritik, Sympathie in Antipathie ... kehren könnte. Sie haben Angst vor dem Bewußtsein!« ¹³

Schlußbetrachtungen

»Amerika, die amerikanische Kultur, das war für uns stets rotes Tuch und Verheißung zugleich. Es gab nichts, was wir so sehr haßten wie die »amerikanische Entfremdung«, den Plastik-Lebensstil, die »Hamburger«-Dekadenz. Die amerikanische Demokratie schien uns zutiefst verachtenswert, ein reiner

10 F. Capra, Wendezeit. Bausteine für ein neues Weltbild. München 1992, S. 417.

11 F. Capra, a.a.O., S. 10.

12 M. Ruthven, Der göttliche Supermarkt, Frankfurt 1991, S. 179.

13 C. Stegmann, Das andere Amerika, Dornach 1991, S. 32 f.

Formalismus, nur erfunden, um die Ausbeutungsverhältnisse zu kaschieren. Gleichzeitig umgaben wir uns hemmungslos mit allen Insignien amerikanischer Kultur – Jeans, Popmusik, Turnschuhe – der komplette Lifestyle der Jugendkultur war zutiefst amerikanisch.«¹⁴

Diese in den Nachkriegsgenerationen häufig anzutreffende Ambivalenz in der Bewertung der amerikanischen Kultur lebte in gewisser Weise auch in uns bei Antritt der Reise. Die vielen menschlichen Begegnungen jedoch, die Unbekümmertheit und Natürlichkeit der Amerikaner im Zugehen auf Fremdes, Neues, Unbekanntes öffneten unseren Blick für Qualitäten und Kräfte, die über die von Horx beschriebenen Einseitigkeiten hinausführen, und verrieten uns gleichzeitig viel über uns selbst.

Aus der bunten Vielfalt des American Way of Life, der durchaus nicht frei ist von Engstirnigkeit, Maßlosigkeit, Egozentrik und übersteigertem Sendungsbewußtsein, schimmerte als etwas sehr Prägendes doch immer wieder die Ausrichtung auf Bewegung, Veränderung und Zukunft durch. Viel junge, ungestüme Kraft spricht sich darin aus, die mit Leichtigkeit Altes und von Traditionen Belastetes hinter sich läßt. In dem direkten Erleben dieser Wesensart spiegelte sich ein Stück unseres deutschen Wesens wider: Unsere Bedachtsamkeit, das bis in alle Einzelheiten gehende Umkreisen eines Problems, das zweifelnde und grüblerische Suchen nach immer neuen Beweisen lassen uns häufig erst gar nicht zum Handeln kommen. Schaut man diese Qualitäten aber einmal von einer anderen Seite an, so zeigt sich, daß sie das Handeln mit Bewußtsein erfüllen können und dadurch erst eine wirkliche Verwandlung und Entwicklung möglich machen. Gerade dieser Aspekt unserer Mentalität wurde von den Amerikanern immer wieder anerkennend hervorgehoben, da von ihnen, wie sie selbst beschrieben, die Fähigkeit zum Innehalten, Sich-Besinnen und Zuende-Denken stärker ergriffen werden müsse.

Durch die Amerikareise wurde uns deutlich, daß durch die Zusammenführung des aktiven Zugriffs auf die Welt mit der betrachtenden Haltung dem Leben gegenüber und durch deren gegenseitige Befruchtung notwendige Zukunftsqualitäten entwickelt werden können.

In einem seiner letzten Gespräche wies Josef Beuys im Zusammenhang mit der zukünftig zu entwickelnden Sozialkunst auf das Element der Bewegung hin: »Ein Stichwort muß als erstes fallen: das der Bewegung. Es muß das Bewegungselement sehr stark betont werden ... Die Form, wie die Verkörperung Christi sich in unserer Zeit vollzieht, ist das Bewegungselement schlechthin. Der sich Bewegende ... Es ist also das Auferstehungsprinzip: Die alte Gestalt, die stirbt oder erstarrt ist, in eine lebendige, durchpulste, lebensfördernde, seelenfördernde, geistfördernde Gestalt umzugestalten.«¹⁵

14 M. Horx, a.a.O., S. 46.

15 V. Harlan, Was ist Kunst? Werkstattgespräch mit Beuys, Stuttgart 1992, S. 109.

Mathias Maurer

Im Westen nichts Neues?

Chancen und Gefahren moderner Gesellschafts-
entwicklung am Beispiel Amerikas

Noch vor zwei, drei Jahren blickte die gesamte Weltöffentlichkeit nach Osten. Die Medien überschlugen sich in der Kommentierung der epochalen Ereignisse in Osteuropa. Während jetzt der Kriegsmoloch bis an die Grenzen des europäischen Einheitsgeschäfts wütet und aufkeimende Nationalismen sich auch hierzulande Bahn zu brechen drohen, feilschen die Großen um die Zeche von Wiedervereinigung und Einheit. Mit nicht geringer Selbstzufriedenheit, mit dem Unterton der Siegesgewißheit scheint nun endlich auch der Osten »kapiert« zu haben, worum es in der Welt wirklich geht. Das kapitalistische System, die Vision eines in die Unermeßlichkeit des Ostens geweiteten Marktes elektrisiert die Gemüter von Politikern und Wirtschaftsleuten, aber auch die des einfachen Volkes: Der Freiheitsimpuls, die kulturelle Identität, das Recht auf die eigenständige Entwicklung eines Volkes wurde für ein paar Kilo Bananen im Regal verschleudert. Nicht von ungefähr schießt der Gegenimpuls zu den basisdemokratischen Bestrebungen der »Runden Tische« in die auf Asylantenheime geschleuderten Brandsätze.

Wenden wir den Blick: Es werden in letzter Zeit auffällig wenig Worte verloren über die sich auftuende soziale Schere, über das Entstehen neuer Zweiklassengesellschaften. Wohlstand und Armut klaffen in den führenden Weltländern des Westens immer weiter auseinander, wuchernde Großstädte produzieren in ihrer Anonymität desolate Zustände, die Verbrechensquoten schnellen in die Höhe, Wirtschaften stagnieren und sind hoch verschuldet (z. B. US-Haushaltsdefizit: 320 Milliarden Dollar; Gesamtverschuldung: vier Billionen Dollar; offiziell gelten 35 Millionen Amerikaner als arm), ganz zu schweigen von der Unbeschulbarkeit ganzer Schülergenerationen (fast ein Viertel aller amerikanischen Kinder wachsen in Haushalten unterhalb der Armutgrenze auf). – Es scheint, daß die in der Wirtschaft selbstverständlich ausgeübte Knock-out-Mentalität über Konsum und Medien alle gesellschaftlichen Bereiche bis in die Seelen unserer Kinder hinein voll erfaßt hat. Das

westliche Modell von Gesellschaft scheint fraglos immer noch das beste – auch wenn der Verfall faktisch schon eingetreten ist. So hat – seit die Mauern fielen – Amerika seine Weltherrschaft angetreten, die vom pragmatischen Glauben an die Machbarkeit und Berechenbarkeit aller Dinge lebt. Klischee und Tatsache: Mit den Konsum-Pionieren Coca-Cola und McDonalds wurde der Triumph der kapitalistischen Welt dokumentiert. In ihrem Schlepptau hielt eine technokratische Kultur Einzug, die auch heute noch den gesamtmenschheitlichen Fortschritt in allen gesellschaftlichen Bereichen zu bestimmen beansprucht: Der Bürger als umworbenes Marktsegment und Input-Output-Größe, als medienabhängiges Manipulationsobjekt, angewiesen auf Informationen, die ihn in Wirklichkeit nicht informieren, sondern zerstreuen, als Patient, der sich seine Leiden von einem Mikroprozessor diagnostizieren läßt, und so fort.

Auf dem Weg in eine totalitäre Technokratie

Der Medienkritiker Neil Postman, Professor an der Universität New York und auch hier durch seine Publikationen bekannt (u. a. »Wir amüsieren uns zu Tode«), spricht vom totalen Werteverlust auf unserem Weg in eine totalitäre Technokratie. Die Technokratie wird von ihm als eine gesellschaftliche Erscheinung interpretiert, die zwar entgegengesetzte Weltanschauungen toleriert, aber anderen tradierten oder zukunftssträchtigen Restpotentialen nur noch ein Überlebensrecht konzidiert. Damit sind die modernen (westlichen) Gesellschaften auf dem besten Wege, ihr historisches Bewußtsein zu verlieren.

Geistige Interessen verkommen vor dem Bollwerk technizistischer Weltansicht zu bloßen luxuriösen Nischenkulturen. Nach Postman eliminiert die Technokratie jegliches freiheitliche Streben in exakt der Weise, wie es Aldous Huxley in seiner »Brave New World« (Schöne neue Welt) drastisch entworfen hat. Kunst, Wissenschaft und Religion haben nun noch als Anhängsel eines technizistischen Wertsystems Geltung. Damit haben Politik, Erziehung und soziale Ordnung tatsächlich den Charakter reiner Überbaufunktion (Marx) angenommen. Ihre Totalität macht alternative Weltanschauungen nicht illegal, nicht unmoralisch, sie macht sie nicht einmal unpopulär; sie macht sie einfach bedeutungslos – *anything goes*. Eine individuelle Bewertung, subjektives Wissen zählt nicht. Computer, Maschinen, Tests und isolierte Parameter bilden die Grundlage unserer Handlungsmotive. Die Informationsflut der Medien, die Beliebigkeit der Bilder tun das ihrige, um jede erweiterte, geschweige denn ganzheitliche Anschauung zu verhindern. Die menschlichen Handlungsschemata sind derart durchtechnisiert, daß sich das Verhältnis des Menschen zur Maschine in sein Gegenteil verkehrt hat: Der Mensch ist nicht

einmal mehr der Diener der Technik, sondern ihr Sklave geworden. Menschen, die mit Computern umgehen, werden es vielleicht selbst erfahren haben: Die Abruf- und One-way-Funktionen dieser Maschinen übertragen sich allzuleicht auf die zwischenmenschlichen Beziehungen, wo sie verheerenden Schaden anrichten.

Der irrationale Glaube des sich frei und mündig wähnenden Weltbürgers an die Unfehlbarkeit eines anonymen Expertentums fußt auf haltloser Abhängigkeit und Unmündigkeit gegenüber den jeweils neuesten Statements (z. B. Ozonloch, Radioaktivität). Die wahre Handlungsmaxime (nicht nur) der Experten ist das Zweck-Nutzen-Kalkül, das sich aber in das Gewand eines aufgeklärten Rationalismus kleidet. Gerade auch in der Pädagogik traut sich der »moderne« Mensch keine eigene Meinungsbildung und Urteilsfindung mehr zu – hält sie schlicht für unmöglich –, weil er einen bezugslos-quantitativen Begriff von Wissen, Information und Know-how hat. Es gibt inzwischen, so Postman, keine Facette der zwischenmenschlichen Beziehungen mehr, die nicht Gefahr läuft, voll technisiert zu werden und damit der Domäne eines selbsternannten Expertentums zu unterstehen. Und die Laien glauben, daß die Technologie, die Tests, die Daten der Experten dem Wissen und gesunden Menschenverstand des »Normal«-Menschen überlegen sind. Die Vision der »Technopologen« (Technik-Utopisten nach Postman) ist: auf alles eine scheinbar wissenschaftlich fundierte, allgemeingültige Antwort zu geben. Daß es keine Experten für Kindererziehung, Liebe und Freundschaft geben kann, diese Tatsache wird einem technikgläubigen Zeitgenossen nicht aufgehen. Die der Technik innewohnende Tendenz zur Kontrolle des Menschen verdeutlicht sich in den »Hohenpriestern« der Technologie. Zu ihnen zählen nicht nur Ingenieure, sondern auch Soziologen, Psychologen und Sozialpsychologen. Bezeichnenderweise wird alles Verhalten, was nicht unter der Maxime von Effizienz, Leistung, Präzision, Versachlichung und Rentabilität steht, als soziales Fehlverhalten eingestuft. Eine Mentalität der Abrufbarkeit, des glatten Funktionierens und der toten Wissensreproduktion macht sich breit – sogar die soziale Kompetenz (Sozialtechnik!) könne man sich aneignen wie jede andere feilgebotene Ware auch. Sinnfragen, Fragen des Menschen nach dem Woher und Wohin, Begriffe wie Geist, Subjektivität, Intuition gelten als vage, unnütz und reaktionär.

Es wäre jedoch fatal, die Medien, das Fernsehen, den Computer, die Presse von vornherein zu verteufeln. Richtig eingesetzt und angewendet leisten sie unschätzbare Dienste im komplexen arbeitsteiligen Kommunikations- und Informationssystem moderner Gesellschaften. Die Gefahr für die heranwachsende Generation besteht vielmehr darin, daß sie sich in einem umfassenden und unausweichlichen System befindet, das sie ins existentielle Nichts, in die Beliebigkeit und Unverbindlichkeit führt, das ihr keine glaubwürdige und

motivierende Lebensperspektive gibt und auch nicht geben kann. Die Vision einer Technopolis (einer durchtechnisierten Gesellschaft in der Sprache Postmans) ist eine herzlose und totalitäre Weltanschauung ohne geistigen Inhalt. Auf die Frage, wo komme ich her, antwortet sie: Es war ein Zufall. Und auf die Frage, wie wird das enden: Wahrscheinlich durch einen Zufall. Und auf die Frage, was machen wir zwischen den Zufällen, lautet ihre Antwort: Mehr Maschinen, mehr Experten, mehr Waren, mehr Konsumenten. Auf die Frage, warum dies alles, müßte sie antworten: Um davon abzulenken, das die Technopolis keinen Sinn hat.

In den USA sind die oben skizzierten Entwicklungen am weitesten und radikalsten vorangeschritten, ja vielleicht sogar schon wieder im Niedergang begriffen. Amerika hat seine führende Rolle auf dem Weltmarkt, besonders in der Hochtechnologie verloren. Dennoch prägen diese Entwicklungen den gesamten westlich orientierten Lebensstil weiter. Mit geringen Verzögerungen dringen sie tief in die europäischen und asiatischen Kulturräume ein. Was macht diesen amerikanischen »Feldzug« so erfolgreich, welche besondere Mentalität liegt im zugrunde?

Amerikanisches Credo

Amerikas Enthusiasmus und Vitalität resultierte im wesentlichen aus der Vorstellung, wirklich ein Land der unbegrenzten Möglichkeiten zu sein, in dem sich Gottes Wille in menschlicher Selbstbeherrschung und Leistung offenbart. Ohne diesen Glauben wären die Pioniere kaum bis zu den Rocky Mountains vorgedrungen. »I pledge allegiance ...« (»Ich gelobe (Staats-) Treue ...«) – die Unabhängigkeitserklärung von 1776 und die Einsetzung der Verfassung von 1787, die die USA zum ersten demokratischen Bundesstaat der Welt machte, impulierte sämtliche reformerischen Strömungen der westlichen Kulturwelt – vom Sturm auf die Bastille bis zu den Dekabristen von 1825. Amerika war *Gods Land*, war jungfräuliches Land, das Land freier Bürger und der tausend Möglichkeiten; seine Mission ist der unterschwellig treibende Impuls, den sich auch heute noch die Zigarettenwerbung zunutze macht: Lets go West.

Dennoch: Was bedeuten diese Eigenschaften des Westens, die weit über den bloßen Amerikanismus hinausgehen, gesamtgesellschaftlich? »Sind sie identisch mit dem Hollywood-Image, das die Medien so eifrig hervorzaubern, oder gibt es einen anderen Westen, der unter der Oberfläche des Lebens heute um seine geistige Existenz und Selbstbestimmung ringt?« (Barnes)

Das Verhältnis des Westmenschen zur Welt ist ausgeprägt pragmatisch. Es scheint unbelastet durch Erfahrung, nimmt das Leben, wie es ist, und versucht, daraus etwas zu machen. Ein rechter Amerikaner sein heißt, mit beiden Füßen auf der Erde zu stehen und die Dinge auf ihre praktische Anwendbar-

keit hin zu überprüfen. Ein Amerikaner liebt es nicht, anstehende Aufgaben und Entscheidungen auf die lange Bank zu schieben. Es liegt auf der Hand, daß von hier aus die empirischen Wissenschaften ihren Siegeszug antraten.

Heute begegnet uns vielerorts noch ein vorurteilsgespicktes Negativbild des Amerikaners: Er ist schnell jedermanns Freund und wird schnell oberflächlich warm mit anderen Menschen. Freundschaft bedarf selten bewußter Pflege, entweder ist sie vorhanden oder nicht. In den zwischenmenschlichen Beziehungen lebt eine für den Europäer atemberaubende Beliebigkeit und Schnellebigkeit, die ihre Entsprechung in der ebenso atemberaubenden Mobilität seines Wohnsitzes und Berufes hat. Ganz gleich, ob in wirtschaftlichen Zusammenhängen, im zwischenmenschlichen Bereich oder in den Meinungsäußerungen: Hauptsache, es ist eindeutig, konsequent und handlungsorientiert. Die Auswirkung davon ist, daß sofort etwas auf den Punkt kommt und sich offenbaren kann, oft zuungunsten von Qualitäten wie Kontinuität, Vertiefung und Weitsicht.

Der Amerikaner Henry Barnes blickt unter diese Oberfläche und beschreibt seinen Landsgenossen als einen Menschen, der, wenn er einem anderen begegnet – sei es bewußt oder unbewußt –, zuerst einmal fragt: Was treibt dich an, tust du was, und kann ich mich auf dich verlassen? Erst dann ist er wirklich bereit, auf seine Gedanken einzugehen. Dieses voluntaristische Verhältnis zur Welt charakterisierte Rudolf Steiner, indem er sagte, der Deutsche müsse alles beweisen, er müsse auf den Ursprung zurückgehen und zeigen, wie es sich entwickelt hat; der Amerikaner dagegen behaupte einfach, daß es so ist.

Der amerikanische Freiheitsimpuls

In seinem Essay »Wer ist wahrhaft ein Westmensch?« zeigt Barnes auf, wie die großen Vorboten des westlichen Geistes, Emerson, Toureau, Whiteman, Harson, Melville, Alcot, aber auch Lincoln sich in radikalster Weise zu einer freiheitlichen Entwicklung der menschlichen Individualität äußerten. So z. B. Walt Whitman in seinen »Democratic Vistas«: »Ich sage, die Demokratie wird so lange nicht zu einer unzweifelbaren Kraft, bis sie ihre eigenen Formen der Kunst, der Poesie, der Erziehung, der Theologie begründet und zum Blühen bringt ... Der Zweck der Demokratie ... ist, durch viele Verwandlungen und inmitten endloser Lächerlichkeiten, Streitereien und vermeintlicher Fehlschläge unter allen Umständen die Doktrin oder Theorie praktisch zu beweisen, daß der Mensch, zur Ausübung der vernünftigsten und höchsten Freiheit richtig erzogen, für sich selbst zum Gesetz, zur eigenen Gesetzlichkeit werden darf, ja, sogar muß«. Der Pragmatismus des amerikanischen Menschen, des Westmenschen, bedarf der Belebung durch die innere Aktivität des einzelnen,

um zur echten Aufgeschlossenheit, zur wahrhaft kindlichen, aber zutreffenden Wahrnehmungsfähigkeit sich zu steigern (Barnes).

Spirituelle Inhalte können, so Steiner, im Westen am ehesten durch die Kunst aufgenommen werden. So waren es Künstler, Poeten, Sängerinnen, die den anthroposophischen Impuls in der westlichen Hemisphäre aufnahmen und weiterführten. Barnes verweist in diesem Zusammenhang auf Gracia Ricardo, die im Jahre 1919 ihren New Yorker Gesangslehrer auf die Anthroposophie aufmerksam machte. In seinem Studio in der Carnegie Hall traf sich der erste anthroposophische Zweig auf dem westlichen Kontinent. Nach Steiner wird der Kunst für die geistige Zukunft des Westens eine wichtige Rolle zuwachsen.

Ähnliches läßt sich heute, 70 Jahre später, für den Umbruch im Osten konstatieren. Es waren vornehmlich Künstler, die sich unter Lebensgefahr für die Freiheit des Menschen einsetzten. Eine im Verborgenen durch Jahrzehnte hindurch gepflegte anthroposophische Arbeit verband sich mit der Schubkraft einer jüngeren oppositionellen Generation von 20- bis 30jährigen Menschen. Was sich, von einer Handvoll junger Künstler ausgehend, Bahn brach, ist ein Anruf an den Westen. Der Osten strebte nach geistig-kultureller Freiheit und nach der Umgestaltung der politischen und wirtschaftlichen Formen; diesen Ruf hat der Westen zwar gehört, aber bisher falsch beantwortet. Der Osten rief nicht nach konsumistischer Beglückung, sondern nach geistiger statt materieller Durchdringung; denn der Westen praktizierte schon lange, was den Menschen im Osten bisher vergeblich aufgezwungen werden sollte: Schierer Materialismus – nur im Gewand eines kapitalistischen Systems. Das ist die eigentliche Tragödie. Sie sollte uns aber nicht den Blick dafür verstellen, welche keimhaften Kräfte im »Westmenschen« angelegt sind: Die Möglichkeit, Spirituelles neu und unvoreingenommen aufzunehmen und eine tiefe Sehnsucht nach Freiheit, die Lebenspraxis werden will.

Literatur:

- Neil Postman: Die Technik frißt ihre Kinder, in: Photo Technik International, 1/89.
Henry Barnes: Wer ist wahrhaft ein Westmensch?, in: Das Goethenaum, Nr. 10, 4.3.1990.
Ulrich Schiller: Klassenkampf – Im Bildungswesen spiegelt sich die Kluft zwischen Arm und Reich, Schwarz und Weiß, in: DIE ZEIT, Nr. 33 v. 7.8.1992.
Klaus-Dieter Frankenberger: Wer ist Schuld am Niedergang des amerikanischen Traumes. Die Vereinigten Staaten vor der Wahl, in: FAZ, Nr. 37 v. 23.10.92.
Hans-Diedrich Fuhlendorf: Rückkehr zum Paradies oder Erbauen des Neuen Jerusalem? Geschichtsbetrachtungen in apokalyptischer Zeit, Flensburg 1992, S. 218-247.

Weiterführende Darstellungen von Rudolf Steiner: Der Goethenäumgedanke inmitten der Kulturkrise der Gegenwart – Amerika und Deutschland (GA 36). – Individuelle Geistwesen und ihr Wirken in der Seele des Menschen (Vortr. v. 16. und 18.11.1917, GA 178). – Soziales Verständnis aus geisteswissenschaftlicher Erkenntnis (Vortr. vom 11.10.1919, GA 191). – Gedankenfreiheit und soziale Kräfte (Vortr. v. 15.9.1919, GA 333).

AUS DER SCHULBEWEGUNG

Wenn im März der Herbst kommt, beginnt die Schule

Die Escola Araucária in Campo Verde / Brasilien

Campo Verde ist ein kleines Dorf, das 1600 Meter hoch im Mantiqueira-Gebirge in Süd-Brasilien liegt. Die nächste Stadt, Camanducaia, ist 25 Kilometer entfernt. Da die nach Campo Verde hinaufführende Erdstraße dort endet, besteht kein Durchgangsverkehr, und es bestand auch kein Interesse der Schulbehörden, dort eine Schule einzurichten. Das Resultat war, daß fast die gesamte einheimische Bevölkerung aus Analphabeten bestand.*

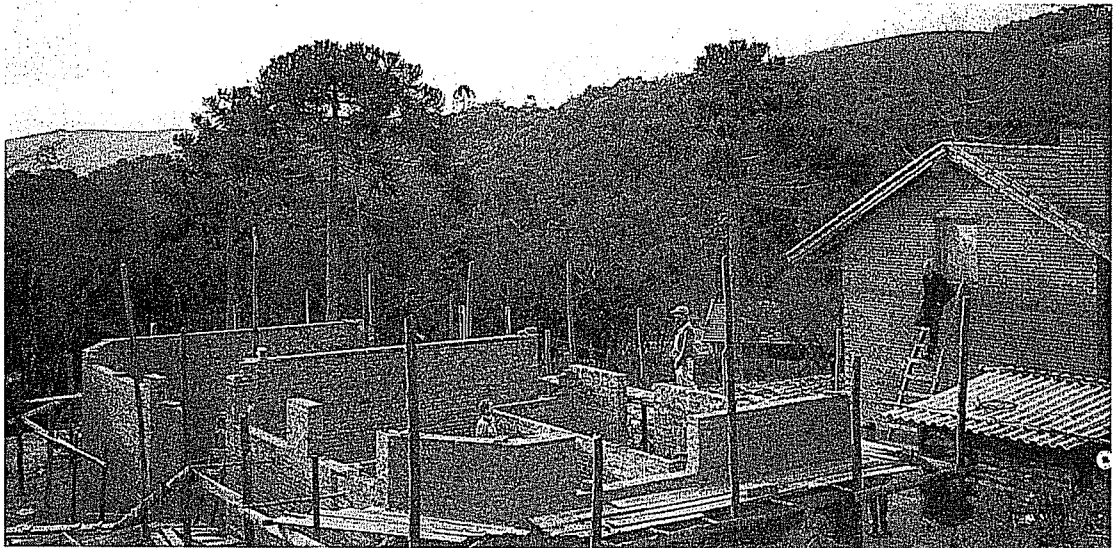
Als einige Familien aus dem drei Autostunden entfernten São Paulo in Campo Verde und Umgebung Wochenendgrundstücke erworben hatten, entstand spontan der Wunsch nach einer Schule, und da es sich bei den Initiatoren hauptsächlich um Waldorferler handelte, sollte es natürlich eine Waldorfschule werden. In Campo Verde war (und ist) man überzeugt, daß der einzige Weg eines Landes der Dritten Welt, sich zu entwickeln, über die Erziehung und Ausbildung geht. Auch muß der Stellenwert einer Schule in der Dritten Welt ein völlig anderer sein als in Europa. Es geht nicht nur darum, das normale Schulpensum zu absolvieren, sondern

auch um die Vermittlung der Grundbegriffe von Hygiene und menschlichem Zusammenleben im allgemeinen. Man hoffte auch (und hofft), mit dieser Initiative der Landflucht, die in Brasilien ein großes Problem ist, entgegenwirken zu können. Die ständige Überflutung der Großstädte mit ungelernten Landarbeitern und die deshalb unaufhörlich wachsenden Favelas reißen tiefe Wunden in das soziale Gefüge Brasiliens.



So wird hier Zement abgeladen

* Die abgebildeten Fotos stammen von Hans-Georg Jaffke, der in diesem Sommer in Campo Verde war. Die Anschrift der Kontaktlehrerin sowie der Schule lautet: Christa M. Röpke, Escola Araucária, Caixa Postal 1, 37650-000 Camanducaia MG, Brasilien.

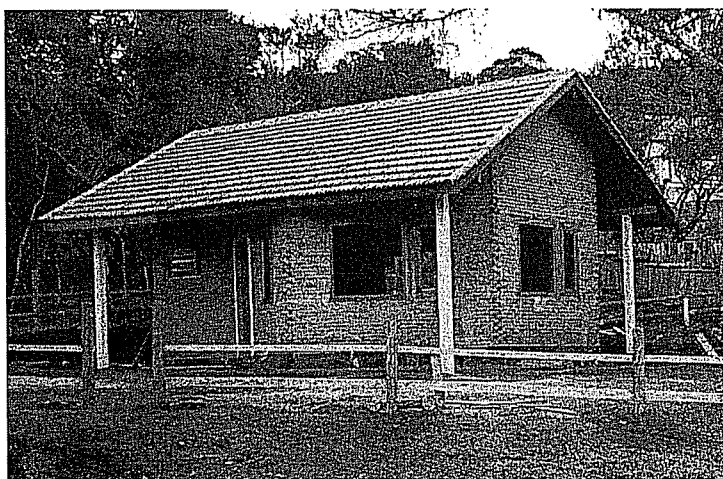


August 1992: In Campo Verde wird gebaut (hinten Klassenraum / vorne Lagerraum u. Toiletten)

Die Schulinitiatoren dachten damals, daß ihre Idee von den Behörden begeistert aufgenommen werden würde, handelte es sich doch auch darum, einen Beitrag dazu zu leisten, die Millionen von Analphabeten in Brasilien etwas zu vermindern. Aber alle Besuche bei den Behörden der Stadt und des Landes blieben fruchtlos. Aus der Sorge, daß nun all dies nicht realisiert werden könnte, entstand der Entschluß »nun gerade, und wenn es sein muß, ohne die Behörden«.

Eine Patriarchin der Region stiftete einen Hektar Land. Man ging mit dem Hut

Der Kindergarten im Rohbau



herum, und es wurde möglich, einen ersten Klassenraum mit Toiletten und ein kleines Lehrerhäuschen zu bauen. Eine Lehrerin wurde angestellt und nahm den Unterricht auf. Damit war die Escola Araucária gegründet.

Damals, 1974, begann die Schule mit etwa 18 Kindern; bis 1988 schwankte die Anzahl zwischen 15 und 25, dann stieg sie ständig. Inzwischen gibt es sechs Klassen, und jedes Jahr wird eine Klasse dazukommen, bis es acht sind. Seit der Eröffnung des Kindergartens im August 1992 betreut die Schule etwa 100 Kinder, eine bunte

Mischung aller Rassen, Nachkommen weißer Einwanderer, Schwarzer und Indios, mit den Haarfarben von hellblond bis tief-schwarz.

Ein kleines Bild aus dem heutigen Schulalltag: Die Kinder kommen vielfach weite Strecken zu Pferd oder zu Fuß zur Schule – zwei Stunden Fußmarsch sind keine Seltenheit. Dann bekommen sie ein kleines



Das Lehrerinnenkollegium der Escola Araucária (mit zwei Besuchern aus Deutschland)

Frühstück, und danach beginnt um acht Uhr der Unterricht. Für die Zehn-Uhr-Pause stehen Früchte bereit. Frisches Wasser gibt die Quelle. Die Speisekarte des Mittagessens ist relativ einfach. Reis und Bohnen bilden die Hauptgrundlage, ab und zu gibt es etwas Fleisch, aber immer Salat aus dem Schulgarten. Dann begeben sich die Kinder auf den Heimweg. Für viele Eltern ist die regelmäßige Verpflegung ihrer Kinder mit ein wesentlicher Faktor, sie in die Schule zu schicken, selbstverständlich kostenlos! Sie sind noch nicht in der Lage, Schulgeld zu bezahlen. Es wird daran gearbeitet, die Eltern zu motivieren, damit sie, je nach Möglichkeit, mit Naturalien helfen. Sobald ihre Lage sich verbessert, wird auch um finanzielle Beteiligung gebeten.

Bei den Schülern stellen sich mehr und mehr einige Grundtendenzen heraus: Bei praktischen Arbeiten zeigen sie Interesse, flinke Auffassungsgabe und Konzentrationsfähigkeit. Die Strick- und andere

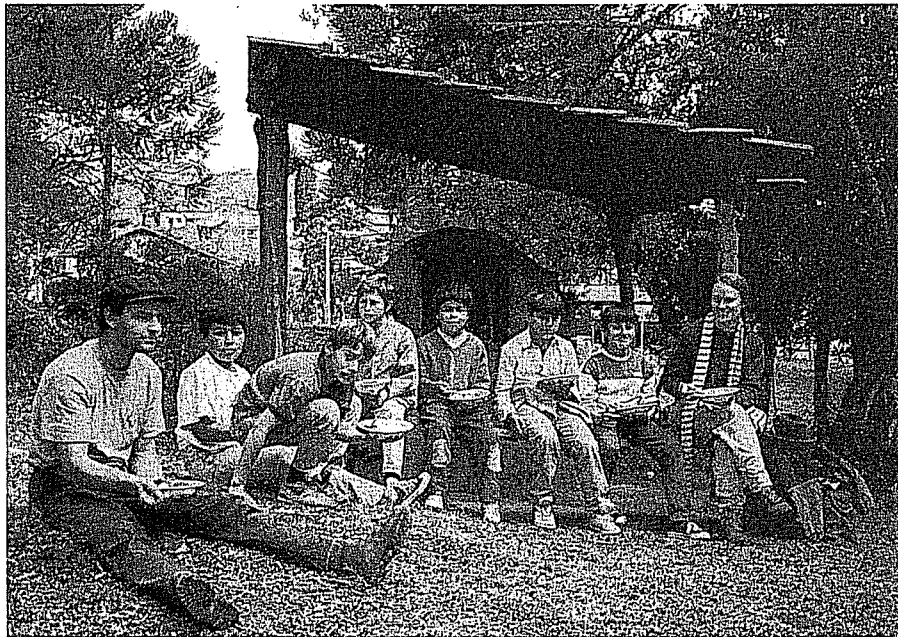
Handarbeiten, die zum Jahresabschluß ausgestellt werden, sind von beeindruckender Qualität.

Englischunterricht wird in allen Klassen gegeben. Die meisten Kinder sind mit Freude dabei. Seit 1992 wird auch Deutsch unterrichtet, vorläufig nur in der neu eingeschulten ersten Klasse.

Der Musikunterricht wird intensiv betrieben. Bisher konnte jedem Kind eine Flöte zur Verfügung gestellt werden. Es gelingt schon besser, etwas Harmonie in Gesang und Zusammenspiel zu bekommen – hier macht sich die mangelnde Anregung im Elternhaus bemerkbar.

Eine erhebliche Herausforderung bilden die künstlerischen Fächer, da es hier den meisten Lehrern an Ausbildung mangelt. Mit großem Erfolg gibt zur Zeit ein Gastlehrer aus Deutschland Werkunterricht; er will zwei Jahre kostenlos beim Aufbau der Schule helfen.

Im Unterricht treten oft Probleme auf, denn schwierige und verhärtete Kinder



*Mittagspause
in Campo Verde*

sind leider sehr häufig, wofür es viele Ursachen gibt: einseitige und mangelhafte Ernährung (*viel* Zucker und Kaffee), mangelhafte Hygiene, kaum warme Bekleidung im Winter. Die Kinder sind so »abgehärtet« oder arm, daß sie selbst bei Frost in Gummischlappen und mit nackten Armen und Beinen herumlaufen und dann trotz klappernder Zähne meinen, nicht zu frieren... Außerdem haben sie von der Kleinkinderzeit an keine Ansprache im Elternhaus. Schon Sechs- und Siebenjährige helfen auf dem Acker im Akkord Kartoffeln ernten. Außerdem mangelt oft von klein auf jegliche Ansprache und Anregung, da im Elternhaus meist alle grundlegenden und allgemeinen kulturellen Begriffe fehlen. In dieser Beziehung ist wegen der meist herrschenden Armut so bald keine Besserung zu erwarten. Hier muß die Schule in gewisser Weise das Elternhaus ersetzen. In der Elternschaft muß noch viel für ein kindgemäßes Verständnis erarbeitet werden. Die meisten Erwachsenen sind noch Analphabeten. Da sie mit Landarbeit oder anderen einfa-

chen Arbeiten ihren Lebensunterhalt verdienen, ist es schwer, bei ihnen Verständnis für den Wert einer achtjährigen Schulausbildung ihrer Kinder zu wecken. Nur langsam bildet sich in diesen Dingen ein wacheres Bewußtsein aus. Die Menschen hier, Eltern wie Schüler, können z. B. nicht über eine intellektuell-kopfige Ansprache erreicht werden. Sie müssen über die Empfindung angesprochen werden, wie es der Intention der Waldorfpädagogik entspricht.

Wegen all dieser Schwierigkeiten gehört besonders viel Geduld und Liebe dazu, das »Kind« in unseren Schülern zu wecken. Sie sind oft schon sehr ernst. Doch gibt es auch viele fröhliche, freche, neugierige und ausgelassene Kinder in unserer Schule!

So ist das Weihnachtsfest immer ein großes Erlebnis. Alle Kinder nehmen an den Vorführungen des Weihnachtsspiels teil, dessen Atmosphäre Eltern und Schulbehörden merklich beeindruckt.

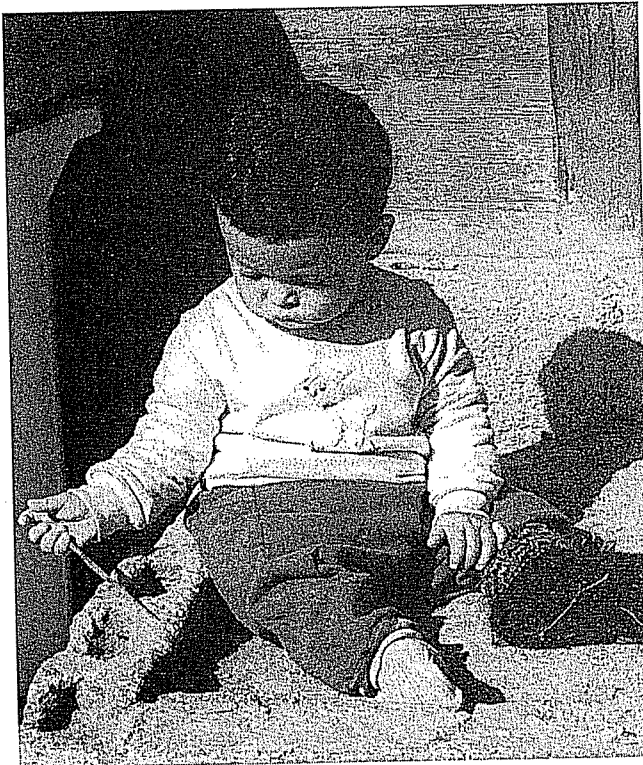
Dies alles ist ein erster Versuch, auch das Unterrichtswesen der umliegenden

In einem brasilianischen Hort ►

Region zu verbessern, und es ist zu hoffen, daß Campo Verde in Zukunft die nötige Ausstrahlung haben wird, um befruchtend auf die anderen Schulen zu wirken.

Der Erfolg der Schule ist sogar letztendlich den Behörden in Camanducaia aufgefallen, die sich entschlossen haben, den Lehrern zwischen 100 und 200 Mark Gehalt im Monat zu zahlen. Davon kann natürlich, auch in Brasilien, niemand leben, und es ist außerordentlich schwierig, Spendengelder zu erhalten. Zusätzlich zu den Spenden von Freunden der Schule sind die Erlöse aus deutschen Altkleidersammlungen eine wertvolle Hilfe. Die Bazare werden sehr gut

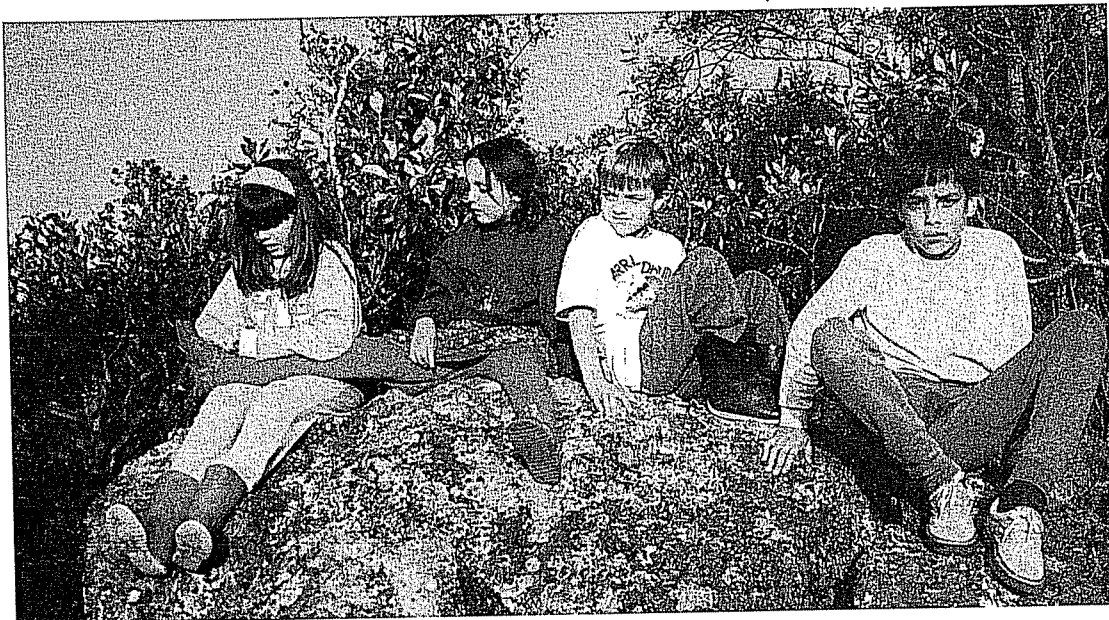
besucht, und jeder freute sich über die guten Sachen und die günstigen Preise. Es ist vorgesehen, speziell dafür ein Lädchen mit regelmäßigen Öffnungszeiten einzurichten, denn mit Strumpfhose und Wollpullover, mit warmen Füßen und Herzen, läßt es sich leichter lernen.



So hofft man in Campo Verde dennoch, auch ohne große Hilfe von seiten der Behörden einen kleinen Beitrag zur Volksbildung leisten zu können.

*Christa Röpke /
Ursula u. Adalbert Kolpatzik*

▼ *Kinder von Campo Verde auf dem Affenfelsen*



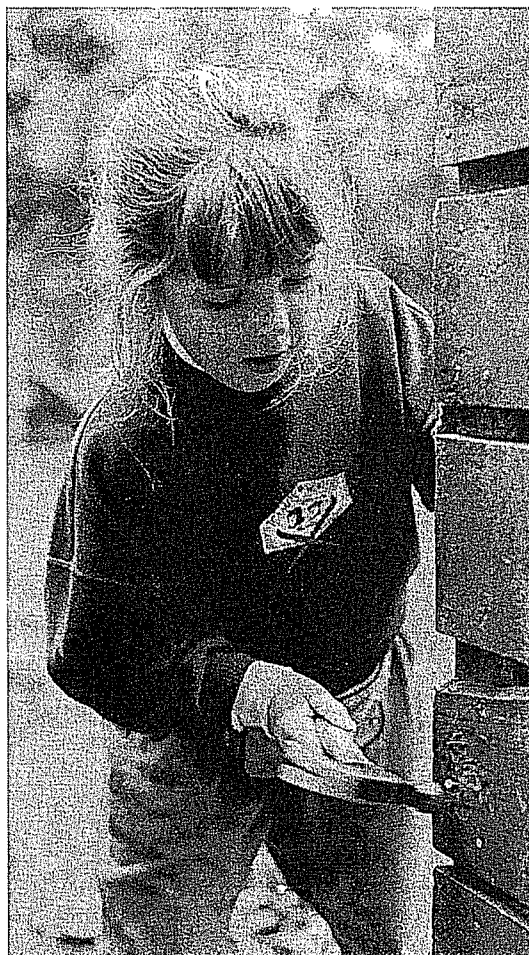
Eine neue Schule bei Sherbrooke?

Zur Waldorfschulbewegung in Kanada

Im September 1991 feierte die Montrealer Waldorfschule ihr zehntes Jubiläum. Gleichzeitig fand in der Nähe von Sherbrooke die Eröffnungsfeier einer neuen Schule statt – mittendrin in den Appalachen, 160 Kilometer südöstlich von Montreal im sogenannten Ost-Kanton der frankokanadischen Provinz Quebec. Obwohl die Stadt Sherbrooke mit 100.000 Einwohnern das Zentrum der Provinz bildet, kommen die stärksten Impulse aus der ländlichen Umgebung. So auch der Großteil engagierter Eltern, die zwei Jahre zuvor einen Waldorfkindergarten gründeten. Sie drangen nun so sehr auf eine Schulgründung, daß sie einen Lehrer dafür gewinnen konnten, eine kleine erste Klasse zu übernehmen. Mit nur acht Schülern fing die Arbeit an, und in Zusammenarbeit mit dem gut besuchten Kindergarten (23 Kinder) entstand eine zweite Schule in der französischsprachigen Provinz Quebec.

Daß eine Schule mit einer so kleinen Klasse anfangen mußte, wiederholt die Montrealer Situation vor zehn Jahren und zeigte, wie schwierig es ist, in Quebec mit der Waldorfidée zu arbeiten. Wie in vielen Ländern der Welt werden die Waldorfschulen in Quebec nicht vom Staat finanziert. Waldorfpädagogik ist hier nahezu unbekannt, und das Bedürfnis nach einer stärker am Menschen orientierten Erziehung ist beim frankokanadischen Volk nur wenig vorhanden.

In der zivilisierten Welt Nordamerikas, auf der französisch sprechenden Halbinsel Quebec, wo der Lebensstandard sehr



Trifft sie den Nagel?

hoch ist, sind Anthroposophie und Waldorfpädagogik dem Interesse einer sehr kleinen Menschengruppe vorbehalten. Amerika ist, anthroposophisch gesehen, ein Entwicklungsland; und das kann vieles erklären. Die Menschen, die die Waldorfpädagogik suchen, sind aber sehr willig und bemüht, der Schule eine Existenz zu ermöglichen.

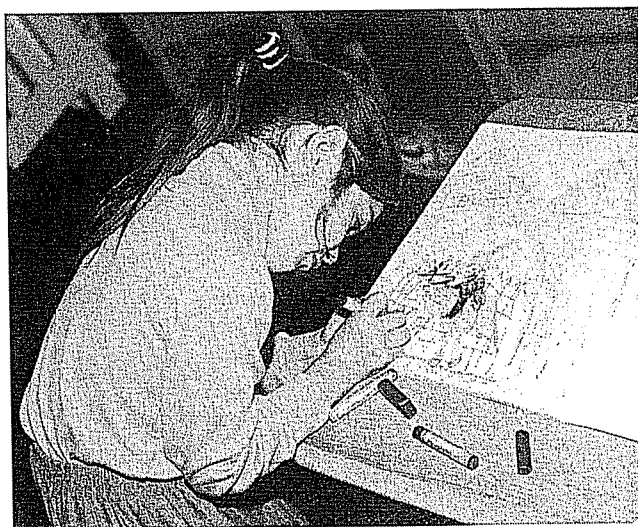
Die alternative Szene ist in Quebec stark vertreten, und die interessierten Menschen kommen größtenteils aus dieser Szene. Sie kennen die Grundlagen der Waldorfpädagogik kaum und projizieren deshalb gerne ihre eigenen Ideen hinein; aber sie zeigen eine große Opferbereitschaft, wenn es darum geht, der Schule eine materielle Grundlage zu verschaffen.

Die zweite Schule in Quebec hatte noch im letzten Schuljahr ihren Platz in einem angemieteten Erdgeschoß einer protestantischen Kirche. Erst kürzlich sind die Schule und der Kindergarten umgezogen, da sich herausstellte, daß der Lehrer sich nicht in der Lage fühlte, diese Pionierarbeit fortzuführen.

Eine spannende Frage ist auch, ob eine noch kleinere Schulinitiative, verbunden mit dem Bauernhof »La Génèreuse« in der Nähe von Sherbrooke, die neu angefangene erste Klasse mit fünf Schülern weiterführen wird. Dem Zusammenkommen der beiden Initiativen stehen mehr persönliche als geographische Probleme im Wege. Nur so konnte der nach Lenoxville (fünf Kilometer von Sherbrooke) umgezogene Kindergarten richtig »atmen« und mit Freude an die Zukunft denken. Denn durch den Umzug sind die Schulwege für die überwiegend aus der ländlichen Umgebung kommende Elternschaft wesentlich kürzer geworden. Jetzt hofft man, weitere Menschen aus der Stadt dazuzugewinnen – was nicht leicht sein wird. Man hofft, daß durch die Kindergärten – so klein sie noch sind – weiterer Boden in der kanadischen Erziehungslandschaft gewonnen werden kann. Freunde aus Deutschland und Amerika, aber auch aus dem Inland, bemühen sich sehr um das Fortkommen der seminaristischen Arbeit; so z. B. durch verschiedene Workshops und Vortragsveranstaltungen.

Der Kindergarten »L'oiseau d'or« in Sherbrooke hat sein Nest im Erdgeschoß einer englischen Hauptschule. Der Wunschtraum der Kinder und der Eltern ist eine große, offene und integrierte Waldorfschule, auch wenn es in Sherbrooke noch zu wenige Eltern und Kinder sind.

Kanada ist ein junger Boden für die Anthroposophie und die Waldorfschulbewe-



*Handwerk ist nicht den Jungen, künstlerische Arbeit nicht den Mädchen vorbehalten
(Bilder aus Toronto)*

gung. Sie stehen am Anfang ihrer Entwicklung und benötigen Menschen, die ihre Impulse mit der amerikanisch-kanadischen Realität verbinden können.

Die Kanadier sind in der Regel sehr offen und interessiert für alles Neue; sie haben aber keine geistige Tradition, können sich auf keinen kanadischen Philosophen berufen und sind die eingehende Beschäftigung mit Ideen nicht gewohnt.

Die ersten Einwanderer Kanadas beschäftigten sich weder mit Dichtung noch mit Philosophie. Sie haben Bäume gefällt, Straßen und Häuser gebaut, also körperlich hart gearbeitet. Die Kolonisation nahm mehrere Jahrzehnte in Anspruch. Als Goethe seinen Faust schrieb, war meine Heimatstadt wie viele andere kanadische Städte noch nicht einmal gegründet. Diese Zeiten verbanden den Kanadier viel mehr mit seinem Willen als mit seinem Denken.

Ein weiterer Aspekt der kanadischen Realität ist ihr »Zwei-Völker-Charakter«. Von 24 Millionen Einwohnern sprechen sechs Millionen französisch und bezeichnen sich als Quebecer, weil sie zum großen Teil in dieser Provinz leben. 18 Millionen sprechen Englisch und verteilen sich auf neun weitere Provinzen. Die Tatsache der beiden Sprachräume hat die Geschichte Kanadas immer wieder schmerzlich geprägt. Aus diesem »Zwei-Völker-Charakter« stammt auch eine unterschiedliche Art im Umgang mit geistigen Inhalten. Wenn die Deutschen den Geist durch die Philosophie ergreifen können, so brauchen die Franzosen eine verdichtete Philosophie: die Dichtung (Hugo, Baudelaire), die Engländer dagegen eine philosophische Dichtung (Shakespeare, Emerson). Ich kann diese Ideen hier nur aphoristisch entwickeln, aber sie verdeutlichen die Herausforderung, vor der die

Waldorfschulbewegung und die Anthroposophie in Kanada steht: Sie kann nicht nur mit einer »Sprache« sprechen.

Kanada und Nordamerika stehen in einer besonderen geschichtlichen Beziehung. Viele in den USA verfolgte religiöse Gruppierungen flüchteten nach Kanada. Sie sind vorwiegend im englischsprachigen Teil Kanadas anzutreffen, während im französischsprachigen Teil das konservative Element eine große Rolle spielt. Als es in den englischsprachigen Provinzen schon die ersten freien Universitäten gab, lag das gesamte französische Bildungswesen zumindest bis 1960 noch fest in katholischen Händen. Seither hat sich die Gesellschaft jedoch stark liberalisiert.

Nicht ohne Einfluß auf Kanadas Geschichte war auch das, was man als die »Indianische Frage« bezeichnen könnte. Durch die Kolonisation vermischten sich die weiße und die rote Rasse. Viele Frankokanadier heirateten indianische Frauen, da es zwischen den Ureinwohnern und den französischen Kolonisten nur sehr wenige kriegerische Auseinandersetzungen gab.

Diese kurzen Hinweise mögen einen Eindruck von den Gegebenheiten in Kanada vermitteln. Der Boden für die Waldorfschulbewegung weist eine gewisse Härte auf. Dennoch begegnen wir hier der Offenheit und Jugendlichkeit eines Landes, die uns vor die Aufgabe stellen, den Waldorfpuls klar, durchsichtig und liberal einzubringen und zu vermitteln. Dabei sollte auch die Tatsache der starken konservativen und katholischen Einflüsse auf die kanadische Denkungsart nicht übergangen werden. Nur auf solche Weise kann dieser Impuls das Bewußtsein der Öffentlichkeit erreichen und der auch hier verbreiteten materialistischen Weltanschauung entgegenwirken. *François Dostie*

Die Freie Waldorfschule in Montreal

In Montreal gibt es die Waldorfschule nun in ihrem elften Jahr. Angefangen hat es aber schon vor über 30 Jahren. Damals begannen Menschen im französisch sprechenden Teil Kanadas an grundlegender anthroposophischer Literatur zu arbeiten. Ein heilpädagogisches Heim entstand, und die biologisch-dynamische Wirtschaftsweise gewann an Boden. Ende der 70er Jahre entschloß sich eine Gruppe in Montreal zur Gründung eines Zweiges der Anthroposophischen Gesellschaft, der den Grundstein für das Entstehen einer Waldorfschule legte. Inzwischen ist sie zu einer achtklassigen Schule mit über 180 Kindern angewachsen; davon gehen etwa 40 Kinder in den an die Schule angegliederten Kindergarten. Daneben gibt es noch eine kleine Kindergartengruppe mit zehn Kindern, die ihren Platz in den Räumen der Anthroposophischen Gesellschaft hat. Das ist ein bescheidener Beginn für eine Millionenstadt – aber der Keim ist kräftig!

Im September 1990 begann Irène François, Gründungslehrerin der Schule, mit einem berufsbegleitenden Lehrer- und Erzieherseminar. Seither versammeln sich regelmäßig an jedem Wochenende 30 Pädagoginnen und Pädagogen – oder solche, die es werden wollen, – zur gemeinsamen Arbeit an den menschenkundlichen Grundlagen der Waldorfpädagogik, an methodisch-didaktischen Fragestellungen aus der Praxis und zum Üben in verschiedenen Künsten. Das ist eine Meisterleistung dieser kleinen Schule! So z. B. auch der letztjährige pädagogische Kongreß, der an der Freien Waldorfschule in Montreal stattfand. Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer des berufsbegleitenden



Im Kindergarten beim Basteln

Seminars trugen entscheidend dazu bei, daß sich eine intensive Arbeitsatmosphäre entfaltete. Thema war die Zusammenarbeit von Arzt und Erzieher. Vorträge über die Zeitsituation mit den zentralen Angriffen auf eine gesunde Entfaltung der Willenskraft und auf eine zielgerichtete Entwicklung des freien Denkens bei gleichzeitiger Aushöhlung der Gefühlsphäre bildeten den Ausgangspunkt für die pädagogische Gesprächsarbeit und für Vorträge über die Entwicklung des Kindes und Jugendlichen. In den seminaristischen Arbeitsgruppen konnten verschiedene Aspekte gut vertieft werden, während die künstlerischen Gruppen auf die praktische Selbsterfahrung ausgerichtet waren: Eurythmie, Bothmer-Gymnastik, Formenzeichnen, Plastizieren, Malen usw. Das Besondere an diesem Kongreß lag wohl weniger in der Art des Programms als in der Zusammenarbeit der Teilnehmer: Eine herzlich-warme Atmosphäre bestimmte das hervorragende soziale Klima dieses Kongresses. Am Schluß konnte der Impuls für eine Ausweitung



Reges Arbeiten in einer kanadischen Waldorfschule (Bilder aus Toronto)

der Schule zu einer echten zwölfklassigen Waldorfschule mit eigenem Gebäude gefaßt werden. Das soll die Arbeit der nächsten Jahre sein.

Um diesen Kongreß herum hatte ich Gelegenheit, in allen Waldorfkinderkengartengruppen in Quebec zu hospitieren und die Kindergärtnerinnen zu beraten. Beeindruckend ist die gepflegte Atmosphäre und die gute Begründung der Arbeit aus der Anthroposophie heraus. Südöstlich von Montreal arbeitet eine recht große Gruppe von Pädagogen und Eltern. Hier bestehen zwei Kinderkengartengruppen mit insgesamt 33 Kindern. Die eine Gruppe befindet sich auf dem Gelände eines biologisch-dynamischen Hofes, die andere am Rande eines kleinen Sees. Die nächste größere Stadt ist Sherbrooke. Pädagogen und Psychologen aus der Elternschaft der Waldorfkinderkengärten sind an den beiden Universitäten dieser Stadt tätig. Hier nun wird alles daran gesetzt, um eine zweite Waldorfschule in Quebec zu begründen (siehe Beitrag von François Dostie in diesem Heft). Allein zehn Kinder aus den Waldorfkinderkengärten werden in diesem Sommer schulpflichtig! Unsere Beratungen gingen dahin, nichts ohne die Freunde in Montreal zu unternehmen. Auf der Basis einer guten Zusammenarbeit hat die Waldorfpädagogik auch in diesem Teil der Welt Zukunft.

Gesine Fay



BUCHBESPRECHUNGEN – LITERATURHINWEISE

Eine amerikanische Kindheit

Ruth White: Die Schlangenbrücke. Ein Jugendbuch aus dem Amerikanischen übersetzt von Bettine Braun. 176 S., geb. DM 28,-. Verlag Freies Geistesleben, Stuttgart 1992.

Ruth White, aufgewachsen in einem Bergwerksgebiet im Südwesten von Virginia schreibt eine Geschichte über die ungewöhnliche und doch alltägliche Kindheit der Virginia Carol Shortt – eine Geschichte, die ihrer eigenen Biographie entstammen könnte. Eine alltägliche Geschichte, weil die sechsjährige Ich Erzählerin ganz aus dem kindlichen Weltverständnis heraus berichtet, was ihr an großen und kleinen Freuden und Widrigkeiten alles zufließt, – eine außergewöhnliche Geschichte, weil sie mit dem zweiten Gesicht begabt ist.

Nach dem gewaltsamen Tod ihres Vaters, der in den Bergwerken gearbeitet hatte, ist die Familie gezwungen aus der Bergwerkssiedlung wegzuziehen. Sie finden in einem kleinen engen Bergnest ein heruntergekommenes Häuschen, wo sie sich mehr schlecht als recht einrichten können. Carol schildert, wie sie in Sweet Creek Holler mühsam versuchen, wieder eine Existenz aufzubauen. Mit kindlicher Offenheit schildert sie detailgenau ihre inneren und äußeren Erlebnisse im Umgang

mit den Dorfbewohnern – Charakterpersönlichkeiten im guten wie im bösen. So entsteht langsam ein plastisches Bild, ein Psychogramm einer Gemeinschaft, in der alle Höhen und Tiefen des Lebens Platz haben: handfeste Rufmorde und Intrigen neben harmlosem Dorftratsch, Selbstmorde und Lebensgefahren neben unbeschwertem Kinderspielen, Trunksucht, Hunger und Verwahrlosung neben Gesten der Hilfsbereitschaft.

Die Not der Shortts wendet sich erst, als sie sich mit der Familie des Bergwerkbesitzers Clancy anfreunden und sich eine intimere Beziehung zwischen der jungen Witwe und dem alleinstehenden Sohn des Besitzers anbahnt. Die Geschichte endet, wie beide Familien Sweet Creek verlassen, um in Pennsylvania, der Heimat der Clancys, einen gemeinsamen Neuanfang zu unternehmen.

Happy End? – Soweit wäre diese Geschichte nichts weiter mehr, als eine abenteuerliche Kindheit in der amerikanischen Provinz, wenn Carol nicht geheimnisvolle Visionen hätte, die sie nur ihrer Schwester Junie anvertraut. Darin tauchen immer wieder zwei Mädchen auf, mal zu Pferd, mal zu Fuß, vor ihrem Haus oder in ihrem Zimmer der Clancy-Villa. Carol erkennt sie als die beiden jungen Clancy-Töchter, die vor Jahren gestorben waren. Um ihren Tod und die Clancys ranken sich seither hartnäckig die seltsamsten Gerüchte, bis bekannt wird, daß sie damals an Typhus starben.

Die Schicksalswege der beiden Familien verlaufen so, daß mit ihrem Zusammenkommen Carol und Junie in die leergewordenen »Stellen« der Clancy-Töchter Shirley und Lenora eintreten – als hätten sie Platz gemacht für die zukünftige Entwicklung der Familien: Endlich können sie der Engstirnigkeit des Dorfes den Rücken kehren. Diese unterschwellige Schicksalsverbundenheit zwischen den lebenden und gestorbenen Mädchen verleiht dieser »gewöhnlichen« Geschichte einen Tiefgang, der ungewöhnlich ist für eine alltägliche amerikanische Kindheit. Das macht das Buch lesenwert – nicht nur für Jugendliche.

Mathias Maurer

Temperamentenspiel

Menschen, Würfel, Temperamente. Ein Spiel für 2 bis 4 Personen (ab 10 bis 12 Jahren). DM 28,- zzgl. DM 7,- Versandkosten. Zu beziehen über: Homo ludens, Hans-W. Timm Lossen, Münzinghof, 8564 Velden; Tel. (09152) 13 22.

Seit Generationen dient das »Mensch-ärgere-dich-nicht«-Spiel neben dem Zeitvertreib dazu, die vorherrschenden Temperamente einer Vierer- oder Sechsergruppe von Menschen zwischen dem 4. und 100. Lebensjahr zu enttarnen.

In bewußter Anlehnung an den Klassiker unter den Brettspielen kommt jetzt ein Neuling auf den Markt, der die Temperamente nicht beiläufig offenbart, sondern deren Merkmale in Anspruch nimmt. Die Spielidee stammt von Dr. Walther Bühler, ehemals Arzt im Paracelsus-Krankenhaus in Unterlengenhardt. Seit Oktober 1992 wird das von behinderten Erwachsenen in Münzinghof produzierte Spiel vom Verein für ein erweitertes Heilwesen vertrie-

ben. Zum Spiel selbst: Jeder der vier Spieler hat in einer jeweiligen Farbe vier verschieden gestaltete Spielfiguren, die aber in Zuordnung zu einem der vier Temperamente unterschiedliche Spielmöglichkeiten aufweisen. Gerade in der verschiedenen Einsetzbarkeit der Figuren wird die Steigerung gegenüber dem Vorbild nach dem Motto »der Weg ist das Ziel« erwartet.

Beim Benutzer erhebt sich die Frage, wie weit reicht die Freude, der Spielspaß über das erste Schmunzeln des im Umgang mit Temperamenten vertrauten Menschen aus »unseren (Waldorf-) Zusammenhängen«? Vor allem, wie reagieren Kinder, denen das Spiel allein genügen muß, ohne alle feinsinnigen Hintergedanken zum Wesen der Temperamente?

Unsere familiäre Testgruppe bestand aus unseren Kindern (6 bis 10 Jahren) und mir (43 Jahre).

Schon die Spielfiguren erwecken Neugierde, lediglich eine der Figuren, der Phlegmatiker, sieht wie gewohnt aus. Der Choleriker: ein Würfel auf einer Walze, der Melancholiker: ein pilzartiges Männchen, und der Sanguiniker: eine Kugel, die an einer Metallfeder über einem Holzplättchen schwankt.

Die Spielregeln – für jede Figur, mit der man voran- und zurück(!)schreiten kann, verschieden – wirken zunächst kompliziert, wurden bei uns aber auch durch die Kinder rasch erfaßt. Und um es gleich vorweg zu sagen: das Spiel hat Spaß gemacht!

Vieles der Freude beim ersten Spiel läßt sich sicher auch auf den Kontrast zum bekannten »Mensch-ärgere-dich-nicht« zurückführen. So kommt es z. B. der Sanguiniker-Spielfigur gar nicht in den Sinn (lt. Spielregel), jemanden von einem Feld zu schlagen, sie hüpfte einfach einen Platz weiter, und die Choleriker-Figur darf bei

der Augenzahl »6« ein Feld weiterrücken, bei »1« sechs Felder, der Phlegmatiker wiederum darf sich ganz ruhig neben eine Figur stellen, auf deren Feld er kommt usw. Solcherlei Spezialitäten wirken keineswegs zu bemüht oder gekünstelt, die Kinder wußten die Unterschiede rascher als ich sinnvoll im Spiel einzusetzen.

So tritt denn auch der von den Erfindern des Spiels gewünschte Effekt bald zutage, statt der aufreibenden »Hatz« beim klassischen Vorbild, spielerisch einen differenzierten Umgang mit verschiedenen Qualitäten und Optionen zu pflegen. Quer zum durchaus noch vorhandenen »Start-Ziel«-Sog steht das Spektrum der zum Einsatz kommenden Temperamente. Die Polarität Freude – Ärger erhält viele zusätzliche Facetten, das Spiel-Erlebnis ist reicher. Für fortgeschrittene Spieler sind in der Spielregel auch Variationen enthalten, weitere zu entwickeln, werden die Spieler ermuntert. Also ein Spiel, das »mitwächst«. – Wir, meine Kinder und ich, freuen uns auf die nächste Runde!

Walter Hiller

Weg durch die Bilder

Monika Feth: Der Weg durch die Bilder. Ein Kinder- und Jugendbuch, in dem es um Telepathie und andere parapsychische Phänomene geht. 187 S., geb. DM 29,80. Verlag Sauerländer, Aarau, Frankfurt/Main, Salzburg 1992.

Wer als Kind in den Zwanzigerjahren unseres Jahrhunderts in einer niederdeutschen Kleinstadt mit ländlichem Umkreis aufwuchs, der konnte immer wieder einmal hören, wie die Erwachsenen von dem oder jenem sagten, er sei ein Spökenkier. Meinten sie das nicht nur im Scherz,

so sprachen sie von jemandem, der das Zweite Gesicht hatte. Staunend erfuhr das Kind dann, daß ein solcher Mensch voraussehen könne, was irgendwann später erst sich zutragen würde; und genau bis ins einzelne sähe er es voraus: zum Beispiel den hochbepackten kippenden Erntewagen, durch den ein Mensch zu Schaden kommen müsse. Aber wen das Unglück treffe, das zu erkennen gelinge oft nicht. Und leicht sei es für den mit dem Zweiten Gesicht Begabten keineswegs, unversehens einen Blick in die Zukunft tun zu müssen, er könne sich jedoch nicht wehren dagegen und leide unter dem Voraussehen, das er lieber los wäre.

In dem Buch von Monika Feth ist es die zwölfjährige Ada, zu der solche ankündigenden Bilder kommen und ihr hart zu schaffen machen. – Adas Eltern haben einen Bauernhof in Ostfriesland, nicht weit vom Meer. Bei der Hofarbeit helfen alle Familienmitglieder mit, soweit es in ihren Kräften steht.

Das Bauernmädchen Ada kann aber nicht nur voraussehen, auch über heilende Kräfte verfügt sie. Ihre Hände und Finger finden ganz von selber die Stelle, wo ein Schaden sitzt, der Schmerzen verursacht, und dort beginnen sie zu streichen und zu kreisen. Ada muß nur helfen *wollen* und ihre Hände tun lassen, wozu es sie hinzieht. Einmal geht es um ein Kalb, das schwer zur Welt kommen konnte. Opa, Papa und Ada hatten alle Kräfte dabei einsetzen müssen, und als das Neugeborene endlich allein in einem kleinen Stall liegt, meinen die Männer, es werde die Nacht wohl nicht überstehen. Da »ruft« ein Traum Ada nach einigen Stunden Schlaf wach. Ohne nachzudenken oder zu überlegen, macht das Mädchen sich leise auf den Weg zum Stall.

Das Kalb ist unruhig. Seine Augen fah-

ren ruckartig hin und her, sein Atem geht sehr heftig. Sie kauert sich neben das Kalb ins Stroh und nimmt seinen Kopf in beide Hände. Ada massiert ihm behutsam die Stirn. Sie summt leise vor sich hin, um wach zu bleiben ... Ihre Fingerkuppen beginnen zu schmerzen, der Arm wird ihr steif, ihre Nackenmuskeln verspannen sich. Ada summt alle Melodien, die sie kennt. Als ihr keine Melodie mehr einfällt, sagt sie Gedichte auf, und als sie kein Gedicht mehr weiß, reiht sie einfach Worte aneinander, die ihr in den Sinn kommen... Der Schweiß bricht ihr aus vor Erschöpfung. Ihre Hände bleiben schwer auf dem Kalb liegen, das Kinn sinkt ihr auf die Brust, sie sackt in sich zusammen und fällt augenblicklich in Schlaf.

Ihr Bruder Friedrich findet sie im nächtlichen Stall und legt ihr eine Decke um die Schultern. Davon ist sie wach geworden. Er sagt: »Opa hat mir eine Nachricht auf den Tisch gelegt. Er hat dem Kalb keine Chance gegeben.« Ada lächelt. »Aber ich«, sagt sie. »Und davon hab ich es einfach überzeugt.« Friedrich schüttelt den Kopf. »Wie machst du das bloß? Ich begreif es nicht.« Ada lehnt sich schläfrig gegen ihn. »Ich doch auch nicht.« »Jedenfalls macht es müde. In der Schule werden mir die Augen zufallen.« Friedrich legt ihr den Arm um die Schultern und drückt sie an sich. »Sei bloß froh, daß ich es war, der dich hier gefunden hat, und nicht Papa. Du weißt, wie er sich wieder aufführt, wenn er merkt, daß du irgendwas gemacht hast mit dem Kalb.« Ada nickt. Der Vater ist nicht nur bekümmert, weil jedes »Heilen« dem Mädchen sichtlich Kräfte raubt, er fürchtet auch das Gerede der Leute, die nicht recht wissen, was sie von einem so sonderbaren Kinde denken sollen, sich aber dennoch keineswegs scheuen, die Hilfe dieses Kindes zu suchen. Der

Großvater hat keine Bedenken. »*Die Leute, ..., die reden immer. Ich gebe nichts auf ihr Geschwätz.*« Die Mutter sorgt sich um Adas Gesundheit, denn wenn das kommt, was Mutter Adas »Zustände« nennt, wenn die Vorausschau-Bilder das Mädchen überfallen, verspannt sich ihr Körper, und sie sinkt in tiefe Ohnmacht. Das größte Verständnis und Mitgefühl aber bringt Oma der Enkelin entgegen. Sie kennt das, was bei Ada vorliegt: »*Es war bei mir nicht halb so schlimm wie bei Ada*«, erinnert sie sich der eigenen Kindheit, »*aber doch so, daß die Familie sich Sorgen gemacht hat.*«

Als die Bilder Ada einmal wieder besonders schwer zugesetzt haben, wird der gute alte Dr. Fried zu Rate gezogen. Er hat als Landarzt zwar viele Erfahrungen gesammelt, aber angesichts der ungewöhnlichen Fähigkeiten des Mädchens nützen ihm die nicht. So kommt Dr. Frieds alter Schulkamerad ins Spiel, Dr. Proll, der Parapsychologe geworden ist. Sie ist für ihn nur ein »Versuchskaninchen« ist, das fühlt sie durch alle Freundlichkeit hindurch. In einer süddeutschen Stadt, wo es das »Institut« gibt, hat Ada von morgens bis abends »Tests« und »Experimente« zu bestehen. Die Untersuchungen, alle »*selbstverständlich unter streng kontrollierten Bedingungen durchgeführt*«, weisen für Ada »*ungewöhnlich vielschichtige Fähigkeiten*« aus, neben den Heilkräften: Telepathie, Präkognition, Fernwahrnehmung, Hellsichtigkeit. Was das Bildersehen angeht, so verlangt Dr. Proll von Ada, sie solle sich nicht wehren dagegen, sondern immer genauer hinsehen. Gerade das aber geht oft über Adas Kräfte. Als Oma und die Enkelin nach der Institutswoche wieder im Zug gen Norden sitzen, meint das Mädchen, die Woche in der Stadt sei so viel gewesen »wie tausend Jahre«.

Monika Feth hat ein ernstes Kinder- und Jugendbuch geschrieben, ein so ernsthaftes, wie es der Thematik entspricht. Dabei wirken die Erzählungen an keiner Stelle bedrückend, man kann als Leser Adas »Sonderlichkeiten« so selbstverständlich nehmen, wie ihr bester Freund Daniel das tut. – Man kann sich freuen an der guten Sprache des Buches. Monika Feth verzichtet darauf, durch Ausdrucksverarmung auf »Schülerjargon«, Gegenwartsnähe und »Kenntnis des neuesten Standes« auszuweisen. In den Schilderungen der Landschaft, der Jahreszeiten, des Lebens auf dem Bauernhof, in der Schule, in den Familien kommt es zu Bildern von dichter Atmosphäre.

Natürlich fragt man sich nach der Lektüre: Ist es noch an der Zeit, derartige Phänomene zu beschreiben? Erfahrungen, wenn auch nicht im Gedankenlesen, so doch im Gedanken*spüren* kennen sicher viele Menschen. Man hat z.B. lange nicht an jemanden gedacht. Plötzlich stellt er sich im Bewußtsein ein, so daß man den Tag hindurch mehrere Male an ihn denkt, – und am nächsten oder übernächsten Tage kommt sein Brief. Aber: Präkognition, Fernwahrnehmen, Hellsehen? Gibt es noch Kinder, die damit »begabt« sind? »Ja, es gibt sie noch«, erklärt die Autorin, »insbesondere in stillen, ländlichen Gebieten, weniger in großen Städten. Paranormale Begabungen setzen meistens kurz vor der Pubertät ein und verschwinden danach oft wieder.« – »In stillen, ländlichen Gebieten« – im ganzen Buch ist nicht einmal von Fernsehen die Rede.

»Reste des alten Hellsehens« nennt Rudolf Steiner das, was als Adas Fähigkeiten geschildert wird, er bezeichnet sie als Kräfte, die im Unterbewußten wirken, die atavistischer Natur und nicht mehr zeitgemäß seien. Das trifft fraglos zu. Wenn

aber derartige »Begabungen« – vor allem bei Kindern – noch vorkommen, so kann das Erzählen davon vielleicht auf einem besonders empfindlichen Felde zur Achtung vor jeglichem Anderssein aufrufen, zu Vorsicht und Schonung. Könnten beide auch in der Wissenschaft Einlaß finden, so würden sie zu weitgehender Einschränkung von Tests und Experimenten führen, möglicherweise zum völligen Verzicht darauf. Künftighin – und seit längerem schon – führt der »rechtmäßige« Weg zu Erfahrungen des Übersinnlichen ja nicht mehr über das Unterbewußte, sondern über Erhöhung des Bewußtseins, über Stärkung und Schulung der Denkkräfte. Leicht ist auch dieser Zugang nicht, aber er gründet auf freiem Entschluß und hat nichts mehr zu tun mit Unzeitgemäßem, das nur erlitten werden müßte. Mancher Waldorflehrer wird Beispiele anführen können, wo spontan geäußerte Vorstellungen und Überzeugungen einzelner Kinder und Jugendlicher darauf hinweisen, daß Eignung wie Offenheit für den neuen Weg vorliegen und im angemessenen Alter keimen könnten. Und da wird es dann auch keinen Unterschied mehr geben zwischen den Heranwachsenden in der Stadt und denen in ländlichen Gegenden. Die mehr grau- als schwarzweißen Bilder von Quint Buchholz vermeiden jegliches »Illustrieren«. Sie bringen vorwiegend Landschafts- und Wetterstimmungen, wie sie dem erzählten Geschehen entsprechen.

Erika Dühnfort

»Ich trage Leid in mir«

Hans Müller-Wiedemann: Karl König – Eine mitteleuropäische Biographie im 20. Jahrhundert. 543 S., DM 69,-. Verlag Freies Geistesleben, Stuttgart 1992.

Der Arzt und Heilpädagoge Hans Müller-Wiedemann, bekannt durch sein Buch »Mitte der Kindheit«, legt die Lebensgeschichte eines außergewöhnlichen Menschen vor. Karl Königs Biographie ist untrennbar mit der Geisteswissenschaft Rudolf Steiners und dem daraus resultierenden weltumspannenden Lebenswerk »Camphill« verbunden. Camphill widmet sich »Seelenpflege-bedürftigen«, behinderten Menschen, die Mühe haben, ihr Geistig-Seelisches richtig mit dem physischen Leib zu verbinden. Das behinderte Kind steht nicht in einem mißlungenen Leben – sein Schicksal stellt es vielmehr vor eine besondere, andersartige Lebensaufgabe. Um diese Lebensaufgaben zu bewältigen, wurde Camphill durch den jüdischen Arzt, den 1902 in Wien geborenen und 1966 verstorbenen Karl König, gegründet.

Karl Königs Lebensgeschichte, die Entwicklung des heilpädagogischen Impulses, seine vielen Veröffentlichungen, die ihn als Universalgelehrten zeigen, seine Vortragstätigkeit, seine Erfolge, Niederlagen, sein Lebenskampf, das »Rätsel meiner Existenz« wird in drei Teilen umfassend beschrieben: Von Wien nach Schottland 1902 bis 1940; Gemeinschaftsbildung 1940 bis 1953; Lebensfülle und Verzicht 1954 bis 1966.

Das, was das Buch im Vergleich zu anderen biographischen Darstellungen ungewöhnlich macht, ist die Unterscheidung in eine »kleine«, das sind die rekonstruierten Fakten, Ereignisse, Daten, Ta-

ten, und eine »große« Biographie. Darunter wird die innere Biographie verstanden, in welcher, nach anthroposophischer Auffassung, das Ich, der geistige Wesenskern, die ewige Individualität, die großen Rhythmen von Reinkarnation und Karma lebt. »Die Wirklichkeit wiederholter Erdenleben, welche auf Verwandlung durch die Erdenaufgabe und die Erdenleiden gerichtet ist, kann erscheinen wie der Goldgrund alter Gemälde, vor der die Seelenlandschaft eines Lebens erscheint, wodurch die Biographie erst ihre ganze Tiefe und Würde haben kann.« Die durch Königs inneres Ringen, verbunden mit einem höheren, schauenden Bewußtsein, entstandenen Tagebuchaufzeichnungen werden vom Biographen nachempfunden und als spirituelles, übersinnliches Schicksalsgewebe dargestellt. Denn, so Wiedemann, der zunächst nur eine »kleine« Biographie verfassen wollte: »Indem wir die Bedingungen der Schicksalsfälle im gegenwärtigen Erdenleben nicht finden können und in dem sie als Rätsel in der Seele des Menschen erscheinen, können die Gedanken sich indem hier gemeinten Sinne auf frühere Erdenleben richten, ohne Verbindliches zu behaupten. Was dabei offenbar wird, tritt wie ein Entwurf der Schicksalsbildung im gegenwärtigen Leben aus der Vergangenheit durch die Entwicklungskontinuität des Menschen-Ich in wiederholten Erdenleben in Erscheinung.« (S. 134)

Die Darstellungen, Hinweise und Andeutungen hinsichtlich Königs karmischer Vergangenheit tragen – je nach Standort des Lesers – das Risiko der Ablehnung, Zweifel und Mißverständnisse in sich, aber auch die Möglichkeit einer ungewöhnlichen, nicht erwarteten gedanklichen Anregung.

Die »kleine« Biographie Karl Königs al-

lein ist schon groß und beeindruckend genug! Auch in ihr hätte man, unter Verwendung psychologischer, soziologischer und – wie Dilthey es forderte – historischer Wirkungszusammenhänge, einleuchtende Gesichtspunkte zum Verstehen seines Lebens finden können. Diese Erkenntnisse wären durchaus kompatibel, vereinbar mit anthroposophisch-biographischer Denk- und Darstellungsart – auch in der Weise, in der das Offensichtliche sich ausdrückt und die Grenzen des Unsagbaren, die Geheimnisse eines Lebens gewahrt werden. Der Autor enthält sich hier, mögliche und naheliegende Wirkungszusammenhänge aufzuzeigen, und überläßt dem Leser, so er will, gedanklichen Spiel- und Arbeitsraum. Mögliche Anknüpfungspunkte für eine Vertiefung wären: Sich näher mit dem geistigen Klima zu beschäftigen, in dem Karl König groß geworden ist. Stichworte dazu sind die Wiener Kultur des 19. Jahrhunderts, das Wiener Judentum und vor allen Dingen die wilde, anarchische Zeit in dieser Stadt nach dem 1. Weltkrieg. Hilfreiche Lektüre ist hierzu Stefan Zweigs »Die Welt von Gestern« (Frankfurt 1991). – Man lese Karl Königs »Brüder und Schwestern – Geburtenfolge als Schicksal«. Was er dort über das Schicksal des einzigen Kindes schreibt, kann klärend zum Verständnis seiner Person und damit verbundener Schwierigkeiten beitragen. – Die Biographie Karl Königs bietet ferner Anlaß, über den Zusammenhang von Genialität und Krankheit nachzudenken. Thomas Mann legte seinem Dr. Faustus in den Mund: »Hatte ich nicht recht zu sagen, daß die depressiven und produktiv gehobenen Zustände des Künstlers, Krankheit und Gesundheit, keineswegs scharf getrennt gegenüber stehen? Daß vielmehr in der Krankheit und gleichsam unter ihrem

Schutz, Momente der Gesundheit am Werke sind und solche der Krankheit genie-wirkend in die Gesundheit hinübergetragen werden?« – In Verbindung mit der von König eingeführten Praxis und Umsetzung des »Sozialen Hauptgesetzes«, wird der Sozialwissenschaftler Dieter Brüll erwähnt. Er bestätigte, daß tatsächlich in den Einrichtungen in Camphill niemals jemand die Früchte seiner Arbeit für sich in Anspruch nehmen kann und daß sich jedes der sich existentiell mit Camphill verbindenden Mitglieder in den Dienst der »geistigen Mission« der Gesamtheit stellt. Wenn man in Brülls Buch »Der anthroposophische Sozialimpuls« (Schaffhausen 1984, S. 264) nachblättert, so entdeckt man in diesem Zusammenhang weitergehende, kritische Anmerkungen. – Und an noch etwas dachte ich: Wenn ein solches Leben in aller Ausführlichkeit ausgebreitet wird, erstaunt es, daß König als Ehemann und Vater von vier Kindern, daß das Schicksal der Kleinfamilie so gut wie nicht erwähnt wird. Karl König – Genie mit Schatten. Für ihn trifft freilich zu: Wende Dein Gesicht der Sonne zu, dann fallen alle Schatten hinter Dich.

Karl Königs geistiges Wirken setzt sich fort. Sein Beitrag für die Kinder dieser Welt, für behinderte Menschen, für die Leidenden, für Camphill, für die anthroposophische Heilpädagogik und Sozialtherapie, wirkt weiter. Mit ihm hat sich die Camphill-Bewegung einen eigenen, unverwechselbaren Platz in der internationalen Sozialarbeitspraxis geschaffen. Allerdings: »Die Botschaft Königs und die spirituelle Dimension, aus der sie stammt, ist im allgemeinen Trend der Wissenschaft und des sozialen Lebens der Gegenwart unverstanden geblieben.« (S. 214)

Zu Adalbert Stifters 150. Geburtstag

verfaßte Karl König einen kleinen Aufsatz, dem er eine Notiz Stifters voranstellte. Dieser Satz, so glaube ich, hätte auch in Königs Tagebüchern, als Aussage über ihn selbst, stehen können: »Und ist mein Verdienst auch nicht ausreichend, an dem Himmlischen dieser Erde habe ich doch mitgearbeitet und habe es zu verbreiten gesucht, wie mein Herz mich geheißt hat.«

Alfons Limbrunner

Die Spinnepoche

Matthias Karutz: *Die Spinnepoche*. 131 S. mit 31 farbigen Abb., DM 39,-. Bd. 3 der Reihe »Zur Lebenskunde«, hrsg. von der Pädagogischen Forschungsstelle beim Bund der Freien Waldorfschulen, Stuttgart 1992. Zu beziehen über Druckerei Krauß, Postfach 100222, 7016 Gerlingen.

»Das Spinnrad hat seinen Namen von dem großen Schwungrad, das mit dem rechten Fuß angetrieben wird« – »Richtiges, rasches, sparsames Arbeiten« – »Das Wesentliche ist das Üben«.

Matthias Karutz' soeben erschienenen Buch zur Spinnepoche ist als Arbeitsunterlage für Technologielehrer gedacht und bietet eine Vielfalt von Anregungen nicht nur für den Unterricht. Aus seinem reichen Erfahrungsschatz geschöpft, entsteht selbst für den mit der Materie Vertrauten ein komprimiertes Bild.

»Fitze« kommt vom althochdeutschen »fiza« und bedeutet »bestimmte Garnmenge«. »Anstelle der drehbaren Haspel wurde häufig ein einfacheres Gestell verwendet, die »Weife«.

Geschichtlich und technisch interessante Erläuterungen ergänzen die praktischen Erfahrungen von Matthias Karutz und machen das Buch zu einer Fundgrube kleiner Raritäten.

Wie Flachs, Seide, Kamelhaar, ja sogar selbst Hundehaare versponnen werden können, erfährt man beim Weiterlesen, genauso wie die Handhabung der Handspindel und des indischen Taschen-Handspinnrades. Eine Reihe von Abbildungen geben Muster von Garn-, Zwirn-, Web- und Strickproben wieder, die aus den besprochenen Garnen und Zwirnen hergestellt wurden.

Ein ausführlicher Teil über ergänzende Techniken wie das Umspulen, das Kardieren bis hin zum Problem des Materialabfalles und der Garnnumerierung, gibt dem Buch einen lebensnahen Bezug zur heutigen Faserverarbeitung.

Viele liebenswerte Handzeichnungen sowie ein farbiger Bildteil machen das Buch empfehlenswert sowohl für Lehrer als auch für Menschen, die an der historischen Entwicklung dieser Technik interessiert sind. Ein Buch zum Lesen, ein Buch zum Lernen.

Tove Grohltsch

Neue Literatur

Erika Dühnfort: Rechtschreibung – Welchen pädagogischen Wert kann sie haben? Waldorfpädagogik in der methodischen Handhabung des Schreib- und Leseunterrichts. 64 S., kart. DM 18,-. Verlag Freies Geistesleben, Stuttgart 1992.

Gerbert Grohmann: Erste Tier- und Pflanzenkunde in der Pädagogik Rudolf Steiners. Ausführungen zum Seminarkurs und methodisch-didaktischen Kurs mit dem Lehrerkollegium der Freien Waldorfschule 1919. 149 S., geb. DM 28,-. Verlag Freies Geistesleben, Stuttgart 1992.

Hjalmar Hegge: Freiheit, Individualität und Gesellschaft. Eine philosophische Studie zur menschlichen Existenz. Aus dem Norwegischen v. S. Rotthaus und G. Sperlich-Rotthaus. 445 S., brosch., DM 64,-. Verlag Freies Geistesleben, Stuttgart 1992.

Klaus Hünig: Die Planetenbahnen 1993, 8. Jahrgang. Die Bahnen der Planeten für das Jahr 1993 auf dem Hintergrund des Fixsternhimmels. Preis DM 10,- (Abo. DM 9,-). AstroMedia Neue Wege Verlag, 6992 Weikersheim 1992.

Frits H. Julius: Grundlagen einer phänomenologischen Chemie. Teil 1: Zum Chemieunterricht der Mittelstufe. 86 S., DM 24,-. Verlag Freies Geistesleben, Stuttgart 1992.

Johannes Kiersch: Fremdsprachen in der Waldorfschule. Rudolf Steiners Konzept eines ganzheitlichen Fremdsprachenunterrichts. 144 S., geb. DM 29,-. Verlag Freies Geistesleben, Stuttgart 1992.

E.-M. Kranich / M. Jünemann / H. Berthold-Andrae / E. Bühler / E. Schubert: Formenzeichnen. Die Entwicklung des Formensinnes in der Erziehung. 2. verbesserte Aufl. 200 S. mit 380 farb. und schw./w. Abb., geb. DM 69,-. Verlag Freies Geistesleben, Stuttgart 1992.

Christoph Rau (Hrsg.): Wenn die kleinen Kinder beten. Sprüche und Gebete für die ersten sieben Lebensjahre. 68 S., DM 13,80. Ogham Verlag, Stuttgart 1992.

Martin Sandkühler (Hrsg.): Erde ich spüre dich. Umwelt im Spiegel – ein ökologisches Spruchbüchlein. 127 S., geb. DM 15,80. Ogham Verlag, Stuttgart 1992.

Martin Sandkühler (Hrsg.): Legenden um Sankt Martin. Legenden – Gedichte – Lieder. 96 S. m. farb. und sch./w. Abb., geb. DM 15,80. Ogham Verlag, Stuttgart 1992.

Rudolf Steiner: Die Geschichte der Menschheit und die Weltanschauungen der Kulturvölker. Siebzehn Vorträge (Arbeiter-Vorträge, Bd. VII). 335 S., Tb 727, DM 17,80. Rudolf Steiner Verlag, Dornach 1992.

Rudolf Steiner: Die Geheimnisse der biblischen Schöpfungsgeschichte. Vortragszyklus 1910 in München. 205 S., Tb 706, DM 15,80. Rudolf Steiner Verlag, Dornach 1992.

Rudolf Steiner: Rhythmen im Kosmos und im Menschenwesen. Wie kommt man zum Schauen der geistigen Welt? Sechzehn Vorträge (Arbeiter-Vorträge, Bd. VII). 320 S., Tb 724, DM 17,80. Rudolf Steiner Verlag, Dornach 1992.

Rudolf Steiner: Der Tod – die andere Seite des Lebens. Wie helfen wir den Verstorbenen? Wortlaute und Sprüche. 80 S., Ln. DM 25,-. Rudolf Steiner Verlag, Dornach 1992.

Rudolf Steiner: Allgemeine Menschenkunde als Grundlage der Pädagogik. Ein pädagogischer Grundkurs, Teil I. Neu durchgesehene und ergänzte Auflage. 256 S., Ln. DM 48,50. Rudolf Steiner Verlag, Dornach 1992.

Rudolf Steiner: Geistige Wesen in der Natur. 12 Vorträge, ausgewählt und herausgegeben von Wolf-Ulrich Klünker. Themen aus dem Gesamtwerk Bd. 18. 246 S., kart. DM 16,80. Verlag Freies Geistesleben, Stuttgart 1992.

Gudrun Stoewer (Hrsg.): Engelwirken – Engels Spuren. Engel in Kunst und Dichtung. 160 S. m. 59 schw. und farb. Abb., geb. DM 25,-. Ogham Verlag, Stuttgart 1992.

Rudolf Treichler (jun.): Stunde des Lichtes. Gedichte. 120 S., geb. DM 15,80. Ogham Verlag, Stuttgart 1992.

Andrew Welburn: Am Ursprung des Christentums. Essenisches Mysterium, gnostische Offenbarung und die christliche Vision. Aus dem Englischen v. T. Reinhardt. 468 S., Ln. DM 78,-. Verlag Freies Geistesleben, Stuttgart 1992.

Wolfhard Wimmenauer: Zwischen Feuer und Wasser. Gestalten und Prozesse im Mineralreich. 312 S., 144 meist farb. Abb., 93 Zeichnungen, Ln. DM 88,-. Verlag Freies Geistesleben, Stuttgart 1992.

MITTEILENSWERTES IN KÜRZE

Waldorflehrerseminar in Tartu eröffnet

Am 10. Oktober wurde in Tartu das erste Waldorflehrerseminar Estlands eröffnet. Umrahmt von Musik und kleinen Darbietungen der Kinder der 2. und 3. Klasse der Tartuer Waldorfschule, fand die Feier im Festsaal des staatlichen Lehrerseminars statt. In den Grußworten der ministeriellen Vertreter und pädagogischen Dozenten sprach man einen großen Dank an Frau Bläsi-Käo aus, die in den letzten Jahren Schule und Lehrerbildung maßgeblich vorangebracht hat. Frau Bläsi verließ nach der Wende ihre Engelberger Waldorfschule und widmete sich ganz der Aufbauarbeit in Estland.

Die tägliche Arbeit mit den Studenten wird jetzt mit etwa 20 Teilnehmern beginnen. Ein zweiter Kurs mit etwa 30 Teilnehmern trifft sich zweimal wöchentlich. Trotz der geringen Vorbereitungszeit meldeten sich genügend Interessenten für zwei Kurse. Probleme gibt es allerdings in der personellen Besetzung des Seminars, denn es werden noch dringend Dozenten für den Kindergarten- und Oberstufenbereich, die Eurythmie und Sprachgestaltung sowie für die heilpädagogische und medizinische Betreuung gesucht. Auch bestehen für die handwerklich-künstlerischen Fächer bisher noch keine räumlichen und materiellen Möglichkeiten.

Kontaktadresse: Tiiu Bläsi-Käo, 202400 Tartu, Jakobi 37, Estland, Tel. (0070 1434) 32 676.

Karl-Dietrich Wilske

Wirbelsturm zerstört Waldorfschule auf Hawaii

Wie in den Medien berichtet, verwüstete am 11. September d. J. der Orkan »Iniki« die Hawaii-Insel Kauai. Auch die dortige Waldorfschule »Na Kamalei«, die 1986 gegründet wurde und in der 75 Schüler in drei Klassen unterrichtet werden, wurde erheblich in Mitleidenschaft gezogen. Ihre weitere Existenz ist zur Zeit aufs Äußerste gefährdet.

Weit schlimmer als die Gebäudeschäden ist die Tatsache, daß sehr viele Eltern und Lehrer der Schule durch die Naturkatastrophe ihr gesamtes Hab und Gut verloren haben und etwa 80 Prozent der Elternschaft durch den Orkan arbeitslos geworden ist. Mit Elternbeiträgen kann daher in den kommenden Monaten realistischerweise nicht gerechnet werden. Staatliche Zuschüsse für Schulen in freier Trägerschaft gibt es in den USA bekanntlich nicht.

Die drohende Schließung der Schule kann nur verhindert werden, wenn bis Januar eine Gesamtsumme von mindestens 25.000 Dollar durch internationale Hilfe aufgebracht wird. Die »Freunde der Erziehungskunst Rudolf Steiners« haben in einer Notaktion 10.000 Mark Soforthilfe zur Verfügung gestellt. Auch die nordamerikanische Schulbewegung hat Hilfe zugesichert.

Neben dem finanziellen Aspekt gilt jedoch, daß solche Schicksalsschläge von den betroffenen Schulgemeinschaften nur in dem Bewußtsein verkräftet werden können, nicht allein gelassen zu sein. Im